



mosaik

Zeitschrift für Literatur und Kultur



rastlos klauben

Ausgabe 17 – Winter 2016

Herausgeber: Josef Kirchner, Sarah Oswald
Layout/Satz/Grafik/Illustration: Sarah Oswald
Korrektorat: Marko Dinic

mosaikzeitschrift.at
fb.com/mosaik.zeitschrift
schreib@mosaikzeitschrift.at
issuu.com/mosaik.zeitschrift

Auflage: 1000 Stück
Erscheinungsweise: 4 Ausgaben/Jahr
Erscheinungsort: Salzburg
ISSN 2409-0220

Ermöglicht wird dieses Projekt durch die unentgeltete Mitarbeit aller Beteiligten – die anfallenden Druckkosten werden von verschiedenen Stellen der ÖH Salzburg sowie von den Kulturabteilungen von Stadt und Land Salzburg getragen.

mosaik – Zeitschrift für Literatur und Kultur ist Teil des Kunstkollektivs Bureau du Grand Mot.
bureaudugrandmot.wordpress.com

Hier geht es zur digitalen Version:



EINSENDESCHLUSS AUSGABE 18: 28.02.2016

mosaik ist eine Zeitschrift für Literatur und Kultur und versteht sich als nicht-profitorientiertes Medium zur Veröffentlichung literarischer und nicht-literarischer Texte aller Art. Neben literarischen Texten sind ausdrücklich auch nichtliterarische Textsorten wie Essays, Kommentare oder Forschungsberichte und auch Rezensionen, Interviews sowie Veranstaltungsberichte erwünscht.

Du willst ein Steinchen des mosaik werden?
schreib@mosaikzeitschrift.at

Weitere Einsendeschlüsse und Projekte findest du auf
mosaikzeitschrift.at

Formale Anforderungen:

- maximal 1500 Wörter
- maximal ein Text pro Autor/Autorin
- Anonyme Veröffentlichungen sind möglich, der Autor/die Autorin muss uns jedoch bekannt sein
- Einsendungen sind jederzeit möglich - die Texte werden für die jeweils nächste Ausgabe berücksichtigt



Veronika Atzwanger

INTRO 4

DIE TRISTESSE DAHINTER 5

Claudia Kraml, Eric Ahrens,
Christoph Georg Rohrbach
Josef Kral, Jules Hildebrand

DRAUSSEN IM REGEN 11

Thomas Wagner, Simone Scharbert,
Renate Aichinger, Sigune Schnabel,
Miku Sophie Kühmel,

RASTLOS KLAUBEN 16

Sophie Stroux, Philipp Schulz,
Jonas Linnebank, Christopher Schmall,
Nathan Sirch, Christopher Kurt Spiegl,
Martin Verdross

IHR NACKTER ARSCH 22

Kerstin Putz, Thorsten Trelenberg,
Philipp Böhm, Martin Piekar,
Mario Osterland, Maximilian Michl

BEWEGUNG KOMMT INS SPIEL 28

Markus Prem, Nora D. Leggemann,
Oliver Niedhöfer, Martin Reiter,
Steffen Roye

KULTURSZENE 36

Raphaela Edelbauer, Lisa Viktoria
Niederberger, Alke Stachler,
Peter.W., Marko Dinic,
Anke Glasmacher, Andreas Haider,
Josef Kirchner & Lisa V. Niederberger,
edition mosaik 1.2, textGespräche,
Zweifel Zwischen Zwieback

KREATIVRAUM 52

Lisa Viktoria Niederberger

MITTELSTADTWINTER

„Es ist alles ganz einfach. Hier ist der Kreis und dort bin ich, das Zentrum, die Attraktion für eine festgelegte Zeit, die immer ungefähr dieselbe ist. Der Ablauf wiederholt sich, Gewöhnung stellt sich ein, irgendwann bleibt das Neue vollkommen aus, dann muss etwas geändert werden. So funktioniert es.“ – Philipp Böhm, S. 24

4 rastlos klaben wir. Texte. Regelmäßig unterbrochen vom Setzen, vom Anordnen, Umtauschen, Zusammenschichten. Es ist kein Puzzle – es gibt keine Vorlage. Assoziationen entstehen langsam zwischen den Texten, verändern sich, setzen sich fest. Manchmal ergibt sich das große Bild, manchmal eine Folge von Gefühlen, Eindrücken. Immer ein *mosaik* aus einzelnen Steinen.

Auch bei Alke Stachler reihen sich Assoziationen aneinander, erzeugen und verarbeiten Gefühle und machen diese Orte zu eminent subjektiven Erfahrungen. Dünne Orte, wie sie diese nennt, müssen subjektiv erarbeitet werden, sind nicht nacherlebbar, nur subjektiv erfahrbar. Im Februar erscheint die *edition mosaik 1.2* mit eben diesen dünnen Orten und der photographischen Reaktion darauf von Sarah Oswald. (S. 48)

Davor wird Alke bereits bei der *KulturKeule* zusammen mit Raphaela Edelbauer, Jakob Kraner und Lisa Viktoria Niederberger in Salzburg zu Gast sein (S. 36). Letztere haben wir diesmal in ihren ganz speziellen Kreativraum begleitet (S. 54).

36 Autorinnen und Autoren haben wir auf den Seiten davor zu dieser siebzehnten Ausgabe zusammengeklaut. Zum siebzehnten Mal *mosaik* legen, und doch stellt sich keine Gewöhnung ein. Das Neue bleibt nie aus: Jede Ausgabe entsteht unter anderen Voraussetzungen mit gestiegenen Anforderungen. Es gibt keinen standardisierten Entstehungsablauf – vielen Dank für die Abwechslung, die ihr uns bereitet.

Es wird ein rastloses Jahr: Neben den vier regulären Ausgaben erwarten uns und euch spannende Ausgaben der *edition mosaik*, die Kurzprosa-Anthologie *Zweifel zwischen Zwieback* zur zwanzigsten Ausgabe (S. 53), Lesereisen und noch ein paar Überraschungen.

Rastlos klaben wir aber auch online: Im *freiTEXT* und der neuen Reihe *freiVERS* klaben wir Attraktionen für eine festgelegte Zeit, die nie dieselben sind. Nicht nur mehr Texte, auch mehr Informationen zu den Autor_innen dieser Ausgabe findet sich auf mosaikzeitschrift.at Und wer das *mosaik* als eBook oder PDF für unterwegs mitnehmen möchte, ist dort auch richtig.

Es ist alles ganz einfach. So funktioniert es: rastlos klaben.

Euer – rastlos klabendes – mosaik

An einem großteils bewölkten Dienstag von nicht näher geklärter Bedeutsamkeit sprengte ich den Rahmen.

In jener Zeit standen die Dinge nun einmal so, dass allgemeine Resignation vorherrschte, mitunter gar diffuser Weltschmerz, umherschleichende Alltagsverweigerung und ein viel leiserer Anklang von frisch gesäter Heiterkeit, als man es vielleicht für möglich gehalten hätte. Für die war es ganz einfach nicht der richtige Zeitpunkt und auch nicht die Stimmung, denn allmählich wurden mir sämtliche früheren Ausbrüche euphorischer Frohsinnsbekundungen immer unbegreiflicher.

Am Anfang des Sommers hatte mich der unwiderstehliche Drang ereilt, sang- und klanglos die Stadt zu verlassen, ob nun für immer oder nur die Illusion davon. Doch dann waren die Kreisbewegungen des Zeigers diesen vagen Fluchtplänen zuvorgekommen, und die unbegrenzten Möglichkeiten vergingen in dienstbeflissener Tastaturbenützung. Ich kam von hier nicht mehr los, das musste ich einsehen, und sollte es heutzutage auch nicht mehr an finanziellen Mitteln fehlen, so lag der Mangel nun an anderer Stelle. Der Grund war verloren, aber Anpacken und Weitermachen, das wurde auch weiterhin als Leitprinzip betrachtet.

Irgendein Unterpunkt einschlägiger Verträge hatte mich nun auch in diesen weiß getünchten Konferenzraum gelockt, wo sich die Plastikpflanzen mit den Ausstiegsgerüchten um die Wette rankten. Vielleicht hatte ich mich auch selbst eingeladen, natürlich eher unabsichtlich, aber im Nachhinein kann man ohnehin nie von konkreter Schuld sprechen. Es war ein langer, schier endloser Tisch, an dessen Ende der Firmenvorstand thronte, und durch die Oberlichter blickte man auf kahle Strauchstümpfe. Was an sich nicht völlig den Tatsachen entsprach, denn immerhin wurden

sie noch von sporadischem Buntlaub umfungen, aber auch dieser Verlust war unabwendbar und nur eine Frage der Zeit.

Während kühle Luftzüge an der Hoffnung nach Beständigkeit rüttelten, rannten die Phrasen im Leerlauf um die Wette. Wer nicht gekommen war, würde das vielleicht sehr bald noch tun, jedenfalls hielt ich Ausschau, soweit meine Sehkraft übers graue Linoleum reichte. Ich war bemüht, den Hauptinhalten gelegentlich Fußnoten anzufügen, schon aus dem Wissen um ihre ruffördernde Wirkung im erlesenen Zirkel. Ein falsch verstandenes Wort (aus welchem Anlass würde man hier schon Französisch sprechen?) brachte die Erinnerung mit sich, dass ich solche Tage früher eigentlich geliebt hatte: Weitläufig in ihrer Aussicht über das Gewesene und nun gen Jahresende hin verengt, getrieben von Windböen am Unwetterhimmel. Kurzlebig, doch unvergesslich, wenn nur aus der richtigen Perspektive besehen. Genau so eben, wie man das Leben nur ohne erlittenen Verlust kannte, ohne die Ahnung von in die Jahre gekommenen Neubauten, Sparmaßnahmen und etappenweiser Verfremdung.

Die Dinge standen nämlich auch so, dass ich ständig auf der Suche war, im unabänderlichen Jetzt und Hier immer ein bisschen mit den Geistern der Vergangenheit verwoben. Ein mehr oder weniger angenehmer Nebeneffekt dessen bestand nun darin, inmitten eines diskreten Kreises über die Variationen der Zukunft zu debattieren. Zustimmung wippte ich also zu atmosphärischem Rauschen, lotete die Interdependenzen aus und fühlte mich dabei nur ein ganz kleines bisschen einsam. Ähnlich erging es draußen wohl der weißen Dohle, die den dahinflatternden Ahornblättern nur noch mit gleichgültigem Adlerblick folgte. Als sich die ersten von ihnen der schwachen

Leichtigkeit hingegeben hatten, war das noch mit heftigen Flügelschlägen quittiert worden, doch Gewohnheit verstumpft den Geist, dort und auch auf der eigenen Seite. Hier umso mehr.

Ich wiederum war so etwas wie übermächtig, die Konzentration verbraucht von einer nur allzu kurzen Nacht im Büro, in der ich angestrengt versucht hatte, dringliche Angelegenheiten abzuschließen und Ordnung zu schaffen. Alles in einer Art und Weise, die mir in realistischeren Dimensionen niemals gelingen mochte, denn sobald die weisesten Augen durch einen hindurchzublicken schienen, befand man sich wohl in jeder Hinsicht auf verlorenem Posten.

Ein Blick in die Reihen verhiess auch hier nur Störfaktoren, die allerdings keineswegs an die Oberfläche gelangen würden, zu hoch war die Belastungstoleranz. Wer kommen hätte können, war noch immer nicht da und würde es dabei wohl auch belassen, eine weitere Planetendrehung vollzog sich ohne konkreten Lösungsansatz. Doch auch Stillstand musste diskutiert werden, zersprochen und verkannt, im besten Fall auch so kleineredet, dass die zusammengefaltete Hülle neben allen weiteren Stauchungsrelikten Platz hatte. Wir hätten alles anders machen können, die Welt zu einem besseren Platz, ganz klein beginnen und große Pläne haben, doch dann ist uns leider was dazwischen gekommen, und irgendwann war es zu spät. Macht nichts, Akte zu, fremdes Blatt her, *the show must go on*. Meistens wollte es das Gegenüber aber gar nicht so genau wissen, lächelte kurzzeitig über verräterische Krähenfüßchen hinweg und ging in wahnhafter Beruhigung seiner eigenen ideellen Wege. Gezeichnet waren nur die, die mehr erkannten, ob sie es nun wollten oder nicht, und womöglich zählte auch ich dazu. In diesem Fall trieb mir der Fluch des weiten Blickes Schauer über den Rücken, die im Fiebertraum durcheilte Vorstadtgassen ebenso umfassten wie verzweiflungsnahe Frühlingdämmerungen, de-

ren Schönheit in orientierungsloser Sinnsuche unterging. All das war kein Hirngespinnst eines schwarzmalerschen Individuums unter uns, sondern kollektives Gut der Verschwiegenheit.

Und nicht nur andere mochten viel reden und nichts sagen. Ich und meine nächsten Firmenkollegen, der Anzugträger zu meiner Rechten und die Schmuckliebhaberin zwei Plätze weiter, wir alle waren Vertraute mit fremden Zielen. Sie glaubten, mich zu kennen, und ich sie, doch niemand von ihnen ahnte etwas von den verschlungenen Pfaden, die mich in diese hohen Ränge geführt hatten. Womöglich waren meine unzähligen Überstunden gar dem Schuldgefühl zuzuschreiben, nichts über diverse Verhältnisse der dritten Art verlautbart zu haben, heimliche Opportunistin zu sein und auf zwei Festen zu tanzen, wenn man schon die hier eher unpassende Hochzeit außer Acht ließ. Auch, wenn der förmlich Gekleidete nicht müde wurde zu betonen, dass wir unsere Produkte nur dann erfolgreich verkaufen würden, wenn wir jeglicher Unterscheidung zwischen Dienstleister und Kunde eine Absage erteilten. Ich verspürte das spontane Bedürfnis, mir dies für die philosophische Betrachtung von Hierarchieverdrehungen zunutze zu machen und im Anschluss vielleicht auch noch ein überfälliges Geständnis loszuwerden, gleich hier an Ort und Stelle. Doch die Luft wurde von Zahlen und Fakten durchsprengt.

Da klopfte es plötzlich, Knöchel gegen gläserne Kälte, und mein Atem stockte kurz, denn man kann sich nicht immer auf alles gefasst machen. Zwei Leute traten ein, eine Dame und ein Herr, einer vertrauter als die andere. Während ich im Geiste erstarrte, schritten sie zielstrebig an ihre Plätze, deren Namensschilder zu allem Überfluss benachbart waren und eine merkwürdige Analogie bildeten. Im selben Moment, in dem mir im Gesicht der Frau meine eigenen Augen entgegenlächelten und einen fahlen Abglanz dessen zeigten, was sein hätte können, schlug etwas ge-

gen die Fensterscheibe. Ein Bergahornblatt, vielleicht sogar das letzte auf den Sträuchern verbliebene, trotz aller Risse so gut wie makellos. Wie geschaffen für ein erstes Symbol des Neubeginns, verborgen zwischen den kunstvollen Initialen eines seit Jahrhunderten vergilbenden Buches.

Und dann stand ich auf und zugleich neben mir, sah die langsamen Bewegungen meiner Lippen, selbst das winzigste Zittern des Zweifels, das meine Knie in seiner festen Gewalt hatte. Das Blut pochte durch meine Adern, als lägen all die Durststrecken, die ich in meinem Kopf bestritten hatte, tatsächlich hinter mir. Genau darum ging es hier ja auch, *it's all in your mind*, und daher ließ ich nun zumindest meine eigene Maske fallen, in der Hoffnung, irgendjemand möge es mir irgendwann nachtun, und flüsterte in die klirrend zerberstende Stille hinein:

„Angst hatte ich. Angst, so wie alle anderen hier, die sich um Himmels willen keine Blöße geben wollen, lieber am eigenen Schweigen zugrunde gehen als ein einziges Mal ihre Bedürfnisse in den Raum zu stellen. Dabei hat im Grund doch jeder seine Leichen im Keller, ich beispielsweise habe mich hier eingeschlichen, um meine verquere Familiengeschichte zu erforschen, und bin unterdessen zur Expertin für Programmiersprache geworden. Und du, den ich keine Sekunde länger nicht ansehen kann, weil du so viel mehr verdient hast, wirst mir nie wieder aus dem Sinn gehen. Bewahre es meinewegen für später auf, um das Protokoll nicht zu missachten, auch wenn ich ein solches für völlig überzogen halte, doch eines sollst du wissen: Ich liebe dich.“

Claudia Kraml

AUSFLUG

Ich liebe es,
wie der Tag seine
graue Masse über
der Stadt verteilt,
wie ein Betonmischer.

Ich liebe es,
wie mich die Melancholie
packt und durchknetet,
so wie sie es
schon immer tat;
festverwurzelt
in meiner Seele,
wie eine alte Eiche.

Und ich fahre
mit dem Bus durch
meine alte Gegend,
wo man weite Hoodies trägt,
um seinen schweren Kopf
darunter zu verstecken.
Wo die Fassaden der Blocks
knallbunt gestrichen sind,
um die Tristesse dahinter
zu kaschieren.
- vergeblich.

So viel sieht noch gleich aus.
So viel hat sich verändert.

Eine Pippi Langstrumpf
führt zwei Bulldoggen Gassi.
Ihre Arme schwarz tätowiert.
Die Unschuld verloren.
Die Lebensfreude am Boden.
Hinter ihr

riesige Industriegebiete;
verlassen seitdem ich
denken kann.

Am Ostbahnhof
ist Endstation.
Ich besetze einen Tisch
bei Mac Donalds,
ohne was zu bestellen,
wartend darauf,
rausgeschmissen
zu werden.
Eine Taube stolziert
lässig an mir vorbei
Richtung Tür:
Feierabend.

Ein alter Mann fragt,
ob bei mir noch
Platz frei wäre,
setzt sich und
liest Zeitung.

Sein leerer,
abgegriffener Becher,
als Alibi neben sich.
Ich würde ihm eine Runde
frischen Kaffee spendieren,
würde er nicht die
BILD-Zeitung lesen.

Mir gegenüber sitzen
zwei schwabbelige Jungs.
Ihre Tabletts vollgepackt.
Sie reden wie Teenager,
tragen aber Anzüge.
Mintgrüne Hemden mit
katastrophal gestreiften

Krawatten.
Der eine kleckert sich
in die Brusttasche.

Ich liebe es
Menschen zu beobachten
und könnte den ganzen
Tag damit verbringen.
Hätte ich nicht noch
einen Zweck
zu erfüllen.

Eric Ahrens

DER WITWER

Die Spitze des Eisbergs, den Gipfel des Leids
kann ich vielleicht noch sagen,
aber wenig drunter bereits
muss ich's allein ertragen.
Die Kühltruhe ist mit Vorräten voll,
ich weiß nicht, was ich draus machen soll,
ich werde Karotten essen.
Die Kleider hängen, das Auto steht,
keine Ahnung, warum die Uhr nicht mehr geht.
Im Garten, fürcht' ich, die Rosen sind krank,
irgendwann muss ich um Geld auf die Bank
und habe den Code vergessen.

Josef Kral

KLUK Nordböhmen

das tal lauscht kälte, schäbig gewittert es
und neubesiedelt, zwischen dem knappen rest
der alten umgebendehäuser
reihen sich wochenenddomizile:

der prager rückzug. schlafenden hunden dient
ein felsenkeller; lag dort einmal das obst,
das heu, ein gutes spielversteck und
sammelnd bei not der bewahrungsort fast

zerstreuter gebete. wenige meter weit
der ausgang des dorfes; mühevoll baut ein mann
am frischen haus im alten stil quer
setzend die balken, nur randbemerkung.

Christoph Georg Rohrbach

BEHADÈ

Mi presero per mano nuvole.
- Giuseppe Ungaretti

*Vor der Kirche
die Nacht und
die Gräser im Fleisch
nackt unter Sternen und dem Kreuz
zwei Seelen; profan
und schön wie Jazz*

*In der Avenue Secrétan
die Nacht und der Regen
am Fenster
klopft der Himmel mit Humor
die Heiligen lachen
durch Montparnasse's Granit
die Seele kratzend
die Mücken*

*Dann die Seine
Polizei und Bier ausserhalb der Blase
Notre-Dame en attendant
Geld für Addis Abeba*

*Die Gargoyles lernten zu gehen
über dem Schlaf
wenn kein Nachbar bleibt*

Tequilablau
 die Enttäuschung einer Nacht
 in der Buchhandlung
 umgetauscht
 Narben Stanzas
 ill fate and abundant wine
 Medizin aus den Mythen
 für sterbliche Narren

Wie Muscheln
 in Zeitlosigkeit
 (Umarmung)
 die Haare voller Sand
 im Mund das Meer

Wellen unter den Füßen - die Metro
 Wie Parfum am Morgen
 unter der Decke

Ein altes Bild am Fluss
 bei den bouquinistes, welch Klischee!
 zwei Lächeln vermischt
 zwischen Majakowski und Maupassant
 Lippen

Weinfarbige Brücken
 in allen Städten endlos
 La Maga
 mit Hafenedeln
 und gestohlenen Zigaretten

Moveable feast
 Quintessenz aller Schriften
 die Luft lyrisch
 comme l'amour, ils disent
 metaphysisch auf jeden Fall
 Wie Satie
 oder fast

Das Klavier am Bahnhof und der Mond
 Worte eines Marokkaners

قمرالسلالة

neblig doch konkret, komplett absurd
 Arkadien aus Zement
 oder wishful thinking
 aus alten Büchern entnommen?

Die Liebe
 nicht das Wort, l'insieme
 klebt überall
 doch selbst Schweiß
 ist Gewürz des Lebens
 jeunesse talking
 Gelernt, die Sprache der Irren
 die auch Fische und
 manchmal
 Katzen verstehen
 und vor Bäckereien wiederholen
 um die Tauben zu verspotten

Die feuchten Hände und das Flüstern
 in Stunden die keine Uhr kennt
 unsichtbar
 und ohne Namen

Flackernde Kerzen
 in windlosen Nächten
 bewegt sich der Atem
 in der Alkoven
 Die Stille, voller Zustimmung
 die Einsamkeit
 verschwunden.

Jules Hildebrand

KUMMER KOMMT VON KÜMMERN

Ein Loblied auf die Ruhe
 Träumen und Schweifen
 Fantasie auf leichten Füßen
 Unaufdringliche Stille
 Ereignislose Freiheit
 Bequeme Matratzen und Polster
 Sind unbesungene Helden
 Mit unwiderstehlichem Charme
 Die den Tatendrang
 Sanft an sich binden

Das Nichtstun als vollendete Kunst
 Ehrgeiz steht für Enttäuschung
 Lieber gar nicht erst anfangen
 Ausreden parat haben
 Rendezvous aus dem Wege gehen
 Nicht freiwillig melden
 Termine absagen
 Untauglichkeit demonstrieren
 Zeiterfassungssysteme manipulieren
 Stromausfälle fabrizieren

Thomas Wagner

STICHWORTGEDICHT

haben einen ritzen zeit
 beinahe leere unser tag
 hämmert einen reigen zieht
 berge leise unterm tal
 hervor endlos reise zwischen
 bloßem licht und trüben

Simone Scharbert

#EINBLÄUEN

da
wachsen hassbotschaften
statt friedensblumen

stilleise

da
bilden sich altradikale fronten
statt menschen weiter

hartarmselig

da
formieren sich hetzer
statt gegenstromschwimmer

unstürmbar

da
übernehmen angstschürer meinungen
statt kluge verantwortung

wahlkampfhörig

da
posten einfältige parolen
statt vielfältige stimmen
meinungsresistent
da
schlagen sich burschen
statt Herzen höher

emotionsaufgeladen

da
zwischen
stille

weil
rechtsflügel
starrblau in eis gegossen

weil
nachrichten immer da
nach

weil
unser herz zugestellt
mit zu viel headlines

weil
ränder
getriftet

weil
mitte weg
gebrochen

weil
vermittlung
zu oft besetzt

Renate Aichinger

DAS LEBEN IST KEIN GUTER VORGESETZTER

Ob ich einsam bin, fragst du, als ich am geöffneten Fenster den Regen betrachte. Im Fallen liegt eine Ruhe, eine Selbstverständlichkeit, der ich mich nicht entziehen kann. In der Scheibe verschmelze ich mit einer Tanne, zwei Formen, ineinander und doch getrennt. Wir zeichnen uns stets mit unseren Grenzen von der Welt ab; vielleicht ist es der Preis einer dritten Dimension, dass es kein Ineinander und Zugleich gibt, wie es das Bild im Fenster vorgaukelt, sondern nur ein Nebeneinander, und jede Annäherung lässt uns anstoßen, anecken – das Wesen unserer Körper, das Wesen der Menschen an sich. Jede Umarmung ist nichts als ein Versuch, aus diesem vorgegebenen Konzept auszubrechen, und doch zerfällt die Illusion.

„Weißt du“, sagst du, „das Leben ist ein Fallen.“ Und ich entgegne: „Ich habe dich nur ausgedacht. Du hast kein Gesicht, weil meiner Geschichte die Worte fehlen. Dir mangelt es an allem. So kann ich dich nicht ernst nehmen.“ Im Stillen stimme ich dir zu.

Manchmal gehe ich durch die Straßen und beobachte die Menschen. Die Häuser liegen so dicht aneinander, dass eine Wand zwei Gebäuden gehört. Ob sie glauben, durch diese Mauer die eigene Einsamkeit zu überwinden? Welch lächerlicher Versuch. Wir werden in etwas hineingeworfen, was sich Leben nennt, ohne den Grund dafür zu kennen. Es behandelt uns wie unmündige Kinder, erklärt uns weder Sinn noch Zweck. Wir bleiben im Unwissen darüber, wie viel Zeit uns zur Verfügung steht. Ein tyrannischer Vorgesetzter, der sich nicht mit den Belangen Untergebener befasst. Als ich am Laternenpfahl ein Netz sehe, so fein und einzeln in die Welt gebaut, muss ich an all die Füße denken, die das Pflaster treten, und ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass wir auch über Fäden balancieren, nur mit Beute ein Ziel.

Sigune Schnabel

BILDNIS DER MUTTER ALS TOCHTER

(im Beisein von Alois Alzheimer)

Vera saß am Fenster in ihrem Lieblingsstuhl, schaukelte vor, zurück, vor und wunderte sich, dass es plötzlich regnete. Nur das leise Prasseln, das große und kleine Geplätscher waren ihr von einer Sekunde zur anderen aufgefallen, denn um diese Zeit war von Hof und Straße, Wald und Feld schon nichts mehr zu sehen, und deswegen war auch der Regen unsichtbar. Sie blinzelte kurz die alte Frau an, die immer draußen auf der Terrasse saß und hereinschaute. Sie hatte keinen Schirm, und doch blieb sie sitzen. Es sah fast aus, als würde sie gar nicht nass. Vera drehte den Kopf weg. In ihrem Schoß lag eingerollt ein halbfertiger Schal, rot und weiß. Aus dem Knäuel wühlte sie die Stricknadeln ihrer Mutter hervor und nahm die Arbeit wieder auf. Ihre Füße baumelten knapp über dem Boden in der Luft, vor, zurück, wobei sie darauf achtete, dass die zu großen Pantoffeln nicht hinunter rutschten. Sie spreizte die Zehen und zog die Fußspitzen an sich heran so weit sie konnte. Denn es war kalt, und würde sie die Pantoffeln verlieren, würde es schwierig, sie sitzend wieder aufzuheben. Absteigen wollte sie nicht, bevor sie wirklich musste.

„Verdammte Axt!“, zischte sie – den einzigen Fluch, den sie kannte – als ihr die Maschen immer wieder aus den Fingern glitten. Sie war nicht sehr geübt in solchen Handarbeiten, dabei würde ihre Mutter sie tadeln. Bis Weihnachten sollte sie mehr als nur Topflappen können, sonst würde sie sich vor den Anderen schämen müssen.

Eins links, eins rechts, eins fallen lassen, eins links-

„Verdammte Axt!“

Vera ließ Strick und Nadeln fallen und starrte den Schal missmutig an, hob ihn auf, legte ihn über ihre Augen. Er war so kurz, er reichte kaum von einem Ohr bis zum anderen. Die Maschen waren so weit wie bei einem kleinen Fischernetz. Ohne Probleme konnte Vera das ganze Wohnzimmer sehen, es war nur ganz leise weiß-rot gestreift. Sie straffte die Fäden immer mehr, versuchte, den halbfertigen Schal als Augenbinde hinter ihrem Kopf zusammen zu ziehen, spürte, wie die Wolle sich allmählich härter, fester, schneidend anfühlte – als Mama zur Tür herein kam.

„Das Essen ist fertig.“

„Nein!“, protestierte Vera sofort und nahm mit dem Schaukelstuhl so heftig Schwung, dass sie kurz selbst einen Schreck bekam und beinahe vornüber kippte. Da rissen ein paar rote Fäden in Veras Gesicht, und als sie zurück schwang, rieselten Fetzen von Stoff und Schnur zu Boden. Sie würde noch nicht aufstehen. Mama schürzte wie immer die Lippen und kreuzte die Arme. Ihre Haare waren fest zusammen geknotet, am Mund hatte sie schon ein paar Falten. Sie sah krank aus. Sie trat zu Vera ans Fenster und sah hinaus. Über das Wollknäuel am Boden war sie hinweg getreten, ohne hinzuschauen – als hätte sie all das schon viele Male gesehen. Draußen im Regen saß noch immer die alte Frau. Neben ihr stand jetzt eine jüngere, wohl ihre Tochter. Sie hatten die gleiche, schmale Nase. Der Alten fielen die weißen halblangen Haare zerzaust ins Gesicht, die Junge trug ei-

nen strengen Dutt. Beide sahen zu ihnen nach drinnen, doch während die Augen der Alten weit, offen, neugierig glänzten, sahen die der Jüngeren stumpf und irgendwie traurig aus. Vera versuchte, die junge Frau aufzuheitern und winkte. Zurück winkte nur die Alte. Und an ihren Fingern hing ein loses Netz aus Fäden, rot-weiß.

Miku Sophie Kühmel

DIE WAHRE FUGE

Und was gibt es jetzt noch zu sagen?

Ich beobachte den Wind vor den Fenstern, male kleine Kreise in das Plastik des Tisches. Zwei Krähen hüpfen vor dem Waldanfang. Ich warte.

Sie ruft, mit einem leisen Seufzen in der Stimme, und ich tue so als hätte ich nichts gehört, deshalb trägt sie sich heute selbst die Treppen hinunter.

Sie sieht müde aus, lila Halbmonde unter ihren Schildkrötenaugen, aber sie lächelt, setzt sich und trinkt den schwarzen Tee, der gerade noch dampft.

Sie leuchtet heute matt, wie ein einziger Mond aus vielen kleinen Halbmonden, ihr Mund beugt sich zur Sichel beim Trinken.

„Das Teleskop des Chamäleons“, sage ich und schiebe ihr die Schachtel hin.

„Ach“, sie winkt ab, „so warte doch ganz kurz.“ Doch sie setzt die Tasse halb ab, lässt sie nur knapp über dem Tisch baumeln, über dieser Glätte aus Weiß und blickt auf die Ansammlung blauer Punkte. Mit ihrer Leberfleckenhand massiert sie sich die Schläfe. Sie murmelt leise die Buchstaben, dann nickt sie.

„Das Neonmädels – eile Pechkote“, sagt sie dann langsam. Ich lache. „Du meinst nicht Postbote?“

„Psst!“, macht sie nur und starrt an mir vorbei, um zu denken. Ihr Lippenstift von gestern Abend ist noch rosaleicht und das Parfum duftet entfernt.

„DonMädele: eilt Pechkäsen!“, sie lächelt: „Dein Sacktelefon – o lä(h)me es!“

Wir lachen. Sie nimmt die acht Tabletten in die Hand und legt sie sich einzeln auf die Zunge, schluckt und trinkt Tee.

Ich lege meine Hand vorsichtig auf ihre vollen Leberflecken und streichle über ihre kleine Feuernarbe.

Jetzt sitze ich hier, warte auf den zweiten Anruf.

Ich verstehe einfach nicht, weshalb. Weshalb dieser Anruf, weshalb diese Fragen. Sie, die große Tat, die ja jemand getan haben muss. Sie selbst kann es ja nicht gewesen sein, sagen sie. Aber was wissen sie schon.

Ich höre kurz meinen Worten in dem zu großen Haus hinterher, wie sie die Treppen hinauf und hinab fallen, viel zu laut.

Nein, zu dramatisch, ich muss ruhig anfangen, ruhig bleiben, Ruhe bewahren.

Morgens die rosanen, abends die eckigen. Immer ein kleines Spiel. Abzählreime, Wortgefechte und Würfelspiele. Am liebsten schluckt sie mit Anagrammen – je mehr sie findet, desto glücklicher ist sie. Ganze Sätze würfelt sie dabei durcheinander, darin ist sie unschlagbar. Aus einem „Eule auf Baum“ macht sie „Umbaufäule“, „Uf, lebe Umbau!“ und „Ume, baue faul!“.

Die Wohnung hallt seit vorhin. Ein bisschen klingt das immer nach Antwort, aber wer soll hier noch antworten?

Ich drehe die Tablettenbox in meiner Hand. „Pechkäse“, sage ich leise. Und das Zimmer spricht noch leiser mit.

Dieser Konzertabend bei meinen Eltern, wunderschön gemütlich und unglaublich langweilige Musik.

Ich sitze alleine an diesem Abend. Zusammen mit meinem Weinglas betrachte ich die Gäste,

wie sie ihre Pirouetten drehen, hier eine Hand, da für eine Zigarettenlänge kleine Gespräche, alles dreht sich, immer und immer wieder im Kreis. Es könnte auch ein Abend für modernes Tanztheater sein, es wären die gleichen Szenen.

„Entschuldigung, junger Herr. Kann ich mir vielleicht Ihr Sitzkissen klauen?“, fragt es unvermittelt. Da ist wohl jemand nicht Teil der so lang geprobt Choreographie, denke ich und drehe den Kopf.

Sie lächelt mir entgegen, mit wachem Blick und einer weißen Wellenfrisur. Sie trägt orange, ein schönes Pfirsichorange, und passend dazu eine runde Brille.

„Ach, setzen Sie sich.“, sage ich einem Impuls folgend und stehe auf.

„Das ist aber nett.“ Sie setzt sich freudig, überrascht und blickt mir ins Gesicht.

„Hab ich schon einmal ein Kissen von Ihnen geklaut?“

Ich betrachte sie und versuche mich, zu erinnern. Mit ihrer Brille sieht sie ein bisschen aus wie eine Eule. Eine sehr gepflegte Eule.

„Nein, ich glaube nicht.“, antworte ich langsam.

„Wie schön.“ Sie lacht und reicht mir die Hand. Ich lächle zurück, leicht perplex, aber ihr Lachen ist ansteckend und ich bringe ihr ein Glas Wein durch die immer noch Tanzenden hindurch.

Sie hat mal gesagt, dass sie mir alles vermachen wolle, vor allem das weiße Haus. Ja wirklich, unser Haus, das mir immer noch antwortet, obwohl sie nicht da ist. Die hellen Wände mit ihren roten Wandteppichen blicken zu mir zurück. Nein, das sollte ich vermutlich nicht laut sagen, die Wände haben recht.

Sie, nach vorne, zur Windschutzscheibe: „Gib mir dein Handy, ich muss noch einen Anruf tätigen.“

Immer das Gleiche: „Kannst du nicht kurz warten?“

„Du kannst mir doch dein Handy geben. Da ist doch nichts dabei.“

Kurzer Blick weg von der Straße in ihr Gesicht. Sie – in dunkelrotem Kleid und mit neuer Brille – guckt nicht zurück.

„Warum hast du denn nicht angerufen, bevor wir los gefahren sind?“

Sie, immer noch zum Fenster: „Ach, da hatten wir doch kaum Zeit. Jetzt gib mir deins. Ich hab dir das immerhin gezahlt.“

Ich sage nichts, starre auf das Kennzeichen vor uns.

Sie, immer noch fordernd, aber leiser: „Bitte...? Jetzt?“

Ich gebe ihr das Handy. Mehr als das leise „Bitte“ werde ich nie als Entschuldigung bekommen.

Sie benutzt diesen Satz immer, wenn ich nicht mache, was sie will. Und ich hasse ihn noch mehr als die Frage zu unserer Beziehung.

Das Handy liegt vor mir, neunzig Grad, der weiße Tisch lässt es noch schwärzer wirken, und ich will nichts mit all dem hier zu tun haben. Wann wohl der zweite Anruf kommen wird?

Was soll ich erzählen? Dass sie die letzten Wochen noch kleiner als ein Halbmond war? Dass sie morgens so lange rief, bis ich ihr doch die Treppe runter half? Oder soll ich von dem Morgen erzählen, an dem ihr dann die Wörter fehlten, sie einfach verlassen hatten. An dem sie aus „Oh, wo bleibst du nur?“ nicht mehr „wo Lu bei Dunst bohrt!“ machte, son-

dern mich schweigend anblickte, die Augen kurz vor Neumond, und wortlos die Tabletenschachtel nahm, ganz ohne jedes Anagramm.

Ich habe Angst.

Das Haus atmet und spricht in deiner Stimme. Die Treppe knarzt, und oben scheinst du noch auf und ab zu gehen. Ich will nicht derjenige sein, der schuld ist. Wer weiß schon, ob es zu viele oder zu wenige Pillen waren? Anagramme hast du schon lange nicht mehr gefunden. Die Wände starren mich an und das Handy schweigt vorwurfsvoll.

Ab jetzt bist du weg.

Sophie Stroux

viel	leicht
er	klärt
sie	stand
ein	sam
ent	zweit
ein	mein
	zum
ver	kehrt
vor	sich
ver	bannt
all	ein
geb	ich
	sein

Jonas Linnebank

Im Dunkelstrudel
Stabenwirbel:

Haltsucht
rastlos klauben

aus: *Midas*

Philipp Schulz

MÄRZHASEN

an diesem geweißten tag fühle ich mich

Alice nah

mein blick zerspringt im spiegel

tritt ein in mein staunen

die sicht verzerrt

ich biege mich

wenn ich durch meine stirn greife möchtest

du ein souvenir?

eine postkarte aus wunderland?

ein andenken an unendliche geschichten?

dass wir den kopf verlieren wussten wir von

anfang an

es spielt keine neue rolle

wir kennen dieses stück

im grinsen der katze formt sich ein weg

die tiefe des kaninchenbaus ist unermesslich

und auch nicht von belang

schon lange nicht mehr

wo ist das loch durch welches wir fielen?

oder war es eine tür die uns fragte welches

wort uns umtreibt?

die taschenuhr zeigt ihren zeigern das zeigen

von zweideutigem zeitzeug zur zierde

zwischenlagerter zielscheiben

wir treffen nicht

wir treffen uns nicht

und dass die karten fliegen lernen

die augen herausschrauben und eine neue

sichtweise tragen

im wachsen meiner hand fällt es sich leichter

fällt leichter ein und weg

auf

zu

neuer sprache

um

zug

entgleisungsgefahr

schienenschicht

geschichtet

gerichtet auf deinen größtenwandel

iss mich! trink mich! ruft der

schwindende sinn

die zeit drängt

im tee liegt die wahrheit

der raum pulsiert

wo ist mein mehrsein?

wo ist die stimme?

wo ist der rauch mit den antworten, den

fragen und den sätzen, die niemand formu-

liert und den bildern, ohne farbe und form,

und wo bleibt der frühling, und wo bleibt der

herbst, und wo sind die sterne, der mond

und sein licht, und wo endet der anfang, und

wo wieder nicht, und was sagt ein rabe zum

reiter, zum tisch, wer hat den schlüssel, wer

sucht sein gesicht, wer sieht in den spiegel

und greift dann hinein, wer greift in sein sein

und wird eins mit dem schein, was sagt dir

dein karo, was meint denn mein pik? mein

kreuz wird lachen, dein herz erblickt, was ich

nicht sah im schwankenden licht.

Christopher Schmall

MYLEID

Hoc est enim corpus meum
Denn dies ist mein Leich
Hokus Pokus Miau Miaou
Drei Mal Schwarzer Kater
Chat noir chat noir chaque pot
Chuck Norris son couvercle
Peri-peri hyper pollon
Corpus Delicti Delikat
Essen des cieux für euch
Pour la multitude pro
Omnibus Passager Clandestin
Verpflegung für alle ist

Gesorgt, Mahlzeit, Allez!
Allez-y, Alevit, tut tout
Disent-ils, doncques moi
Jnaipasaucune ni mémoire
Ni souvenir mein Name sei
Hasenfuß ich wisse nichts
Plus à quel saint se vouer
Zur Vergabe des pêchés

Nathan Sirch

/KOMPROMISS/

Ich kompromisse dich. Mutterangst und Schwefelvater. Multioptionsdesaster. Wir sitzen wortlos auf dem Scherbenhaufen. Nichts ist wie es zerbricht, und doch erstrebt und dabei entsteht. Einheit wird doch immer nur im Kopf gedacht, sonst wird's ja nur noch unnötig kompliziert. Dabei kann man sie doch erspüren. Das Fühlen muss wieder Denken werden. Wir glauben zu wissen, wohin es gehen soll, denn der Weg ist schon lange kein Ziel mehr. Ich kompromisse mich. Nicht mehr.

Christopher Kurt Spiegl

STILL LEBEN STILLEBEN

Still leben Stilleben vor sich hin: hunderte, vielleicht tausende. Sie wissen nicht, dass es sie gibt. Bestimmt sind sie Zufall.
Ich suche.

I) Eine fast unversehrte, freundlich geformte Praline hat sich zum Hinduismus bekannt, sie betet einen Stofffetzen an, der mit all seinem Goldgelb und Orientrot ॐ मणपिद्मे हूँ (Om Mani Padme Hum) schreit. Ihre schlampige Zuckergussverzierung leuchtet in der Abendsonne innbrünstig dem Mantra entgegen, das sich schützend über sie faltet.

II) Hinter einem Buchstaben von schätzungsweise 32pt – es ist ein Eierschalfarbenes serifes „B“ – liegt ein Rädchen. Nichts geschieht.

III) Eine winzig kleine Ukulele träumt von Hawaii, wo sie nie gewesen ist, und versucht traurig zu vergessen, dass sie in Wirklichkeit Koreanerin ist. Würde ich sie spielen, so hätte sie einen seltsamen, fragwürdigen Akzent.

IV) Ein Kinderspielzeug liegt ungespielt neben einem anderen. Sie warten. Sie schweigen einen Reim: Dazu sind wir nicht gedacht, dazu sind wir nicht gemacht. Es ist ein Sirenenengesang, dem man nur schwer widerstehen kann, aber ich bleibe standhaft.
Ich raste und suche weiter.

V) Eine glänzende, wundgeschoppte Visakarte. Kreide. Kreidestaub. Ich sehe Drogen, ein kleines Schwarzes, rot durchsetzte Augen und viel Schminke. Aber das muss ich wohl alles selber mit hereingeschleppt haben, es war vorher noch nicht da.

VI) Auf einem Sockel thront eine Fernbedienung in Plastik verpackt. Es ist entweder Kunst oder Müll. In beiden Fälle ist es besser, ich lasse es liegen, wo es ist und fasse es nicht an. Der Kunstmüll starrt mir noch eine Weile kopfschüttelnd hinterher. Entschuldigung.

VII) Ein Plastikei trägt das Antlitz Jesu Christi, fotografisch realistisch festgehalten im präzisen Moment der Auferstehung samt pulsierendem Nimbus, erhobenen drei Fingern und im Flugwind des Heiligen Geistes wehendem Haar. Die Pracht kennt keine Grenzen, keine Farbe dieser Welt wurde nicht verwendet. Der benachbarte falsche Jadebuddha kann seinen Neid kaum verbergen. Und doch, Fabergé hätte es vermutlich anders gelöst.

VIII) Ein bisschen Licht liegt ungefähr überall, kommt durch die großen Scheiben von draußen herein, verirrt sich, findet nicht mehr hinaus, wird von einem Stück Wand aus einem Tonstudio eingefangen und gespeichert für irgendwann später.

Es ist seltsam, zu denken und fast unmöglich zu glauben, dass draußen alles anders ist.

Martin Verdross

GESCHICKLICHKEIT

Ganz bestimmt würde sie die kleine Hand auf den Bauch legen. Auf Stellen, die einander kannten. Einander nichts neiden wollten. Und für Tage ginge das so. Für Wochen.

Vielleicht, dachte ich, würde vieles verdrängt sein, versteckt und federleicht, vielleicht wären wir eingespielt und rund, und kugelten über die Wiesen, die Hänge, die Hügel -- wie viele es taten, wie viele es wollten, wie viele es auch wünschten. Und zugleich würde uns alles äußerlich sein und zugleich würden wir alles annehmen wollen und hinterher alles wieder verwerfen, alles aufsaugen, uns spalten, teilen, eins sein wiederum -- wir wussten es nicht! --, und diese Sprunghaftigkeit würde uns kein Schmuck sein, kein Ornament: denn wir wären schlicht so und würden nichts tarnen. --

Ich behielt ein, zwei, drei Erinnerungen an die Tätowierungen, die sie sich hatte stechen lassen, deren Konturen meine Finger nachzogen, an drei schönen Stellen. Immer neue Anläufe nahm ich in diesen Erinnerungen, irgendwo zwischen den Schenkeln, ich wusste es schon: Sie würde gelangweilt sein und es ausspielen gegen mich, hart und elastisch sein zugleich, mit einer einzigen Unsicherheit vielleicht (immerhin). Nur zwei kurze Sekunden ließ ich ihre Gedanken gehen (in meinen), dachte ich. Dachte, ich kannte sie. Wusste, ich wollte sie kennen. Dachte, ich hätte Ansprüche auf sie. Nein, im Gegenteil: Wollte, dass alle ihr gehörten (die Ansprüche, Redezeiten, die klugen Argumente). -- Na gut, sprachen hinterher die Frauen von den Tatsachen: Ich

war besonders verkrampft jetzt und meinte, plötzlich zu wissen, dass ich uns ändern müsse, ändern, dringend! Weswegen wir, dachte ich, nicht ein viel geschmackvolleres, öffentlicheres Etwas seien, nicht ein vernünftiges Ding? Nicht ein Team, eine Idee, eine funktionierende Einheit, nicht ein ausgeschlafenes, mündiges Bündel, ein Vieles, ein langer, ausgesprochener, durch-buchstabierter Tag -- ?! Aber vielleicht, dachte ich, waren wir zu wenig ohne die Oppositionen (in Mengen), die kruden Einsprüche von oben und unten, den Seiten, aus großer Entfernung, und aus der Nähe auch. Vielleicht, dachte ich, waren wir so rasch weg-zu-erklären, zum Verschwinden zu bringen, vielleicht gingen wir so schon fort, und so weiter, und auf der Stelle, und danach im Kreis: auslaufend, dann verschnürt und weggegeben: auf Distanz. Aber ja. Zueinander.

Ich hielt noch einmal ihre Rücken in zwei Händen (ja, alles kam in Mengen, in der Mehrzahl, so war es gut), und sie schlief ein dabei. Ich sah eine Möglichkeit im Moment, sah eine klassische Geschichte gerade jetzt eine klassische Wendung nehmen, konnte nur die kindischsten Kindereien, die beste Naivität, die ich aufzubieten hatte, eben jetzt einsetzen für diesen Konter: aber mit Wohlwollen. So ginge das. Könnte das gehen. Uns aus Richtungen treffen. Gegenden.

Einmal, es war lange her, berührte ich ihre Finger an den Spitzen, es war keine Ungeschicklichkeit, es war ein ganz belangloser Gang

der Bewegung, nicht einmal ein Zufall, bloß ein Geschehen. Und wie ich also ihre Reaktion abwartete, sie aber nicht einmal Notiz von mir nahm, und ich mich also für unbemerkt hielt, ja für die unbemerktbarste Person, da -- -- verließ die tätowierte Schleife zwischen Hand und Ellenbogen ihre Haut und war da-

nach ein Schatten, ein Fleck, der von der Stelle zuvor (auf mich vielleicht) fiel. So ging man langsam aus dem Leim, dachte ich. So hielt nichts uns zusammen.

Kerstin Putz

EIN FEIGES BÜNDEL. DU UND ICH

Eine Art von Menschen
Landschaft

Raumkonstruktion
Zweier Seelen

Losgelöst aus der
Zweckbestimmung

Thorsten Trelenberg

ANDERE ZÄHNE

Durch den Spalt, den ihre Beine lassen, ist die rissige Wand zu sehen. Die Sonne scheint auf das Efeu und die schmalen verzweigten Wurzeln, die am Stein emporklettern. Es ist gut, das Efeu zu betrachten. Lass den Blick dort verweilen, behalte die Blickrichtung bei, überlass dich diesem einen Punkt. Irgendwohin muss ich schauen. Die Wand ist so gut wie jede andere, sogar ein bisschen besser.

Da ist der scharf geschnittene Schatten des Baums. Er steht still, kein Wind bewegt ihn, die Luft drückt schwer. Die Augen rasten ein wie bei einer Kuh die Gelenke, wenn sie im Stehen schläft. So ist es auszuhalten. Such etwas in den Schatten unter den dunkelgrünen Blättern, egal was, es macht keinen Unterschied.

Dann, während ich nach wie vor auf allen Vieren kauere, ein Kreis an Beinen um mich herum, verlieren die Blätter langsam ihr Grün, verblassen nicht, sondern ergrauen. Die Farbe läuft aus dem Bild und mit einem Blinzeln ist sie verschwunden. Im selben Moment rieche ich den sauren Schweiß ihrer weißen Tennissocken und darunter ganz leicht den herben beißenden Geruch alten Urins, der wie ein schwaches Licht kurz aufflackert. Von ganz oben fallen die Schwaden ihres süßlichen Deodorants herab und stoßweise Wolken dumpfen Zwiebelatems. All das ziehe ich begierig in mich hinein, schmecke ihren Körper auf meiner langen, schlaffen Zunge und versuche dabei, zu bestimmen, welche Note ich wo spüren

kann. Mein Atem geht schneller, zuerst dachte ich, dass ich ruhiger werden würde, doch mit jedem Zug, den ich atme, flattert mein Herz aufs Neue, während ich mich immer noch bemühe, den Kopf nicht zu heben. Ich bleibe geduckt und spüre dabei, wie mir der Speichel die Zunge herabkriecht und in einem langen Faden sich dem Asphalt entgegen streckt.

Ich höre nicht zu. So funktioniert das Verfahren. Natürlich kann ich meine Ohren nicht verschließen, das ist unmöglich. Aber es gibt einen Unterschied zwischen einem Geräusch und einem Wort, und für mich gibt es nur noch Laute und Pausen. Ich höre nicht hin. Natürlich höre ich die steigende Erregung, das abgehackte Rattern, die Bögen der Melodien, die schrill ausreißenden Misstöne. Das alles höre ich, aber es gerinnt zu einer Klangmasse, die ich wahrnehme, ohne sie zu verstehen. Alles wird eins, alles wird nichts. Sie rufen und ich antworte in Bewegungen, stoße vor und zurück, schwenke den Kopf, zucke und buckle gegen einen unsichtbaren Feind. So läuft es ab. So läuft es immer ab.

Mein Kinn wird feucht, ich ziehe schlüpfend den Speichel wieder hinein. Schon lange spüre ich nicht mehr den harten Boden an meinen Knien, denn ich knie nicht mehr. Ich stehe auf allen Vieren, wacklig noch, aber sicherer mit jedem Moment. Mein Steißbein streckt sich und schlägt federnd in die heiße Luft. Ganz fern höre ich meine Stimme, sie prallt gegen die rissige Wand und drängt in meine Ohren

zurück. Eine kräftige Hand kratzt mich ruppig am Hinterkopf, dann beginnt sie meine Wangen zu tätscheln, erst sanft, dann immer fester. Sie klatscht mehrmals laut gegen die Haut, und meiner Kehle entsteigt ein Rasseln. Die Hand zuckt zurück, ohne Grund. Ich würde nie beißen, das weiß auch jeder.

Alles fügt sich aneinander, jeder Moment schmiegt sich an den nächsten, jede Bewegung hat ihre folgerichtige Antwort.

Es ist alles ganz einfach. Hier ist der Kreis und dort bin ich, das Zentrum, die Attraktion für eine festgelegte Zeit, die immer ungefähr dieselbe ist. Der Ablauf wiederholt sich, Gewöhnung stellt sich ein, irgendwann bleibt das Neue vollkommen aus, dann muss etwas geändert werden. So funktioniert es. Ich höre nicht zu. Ich bleibe in der Mitte, bis alle zufrieden sind oder gelangweilt. Es bleiben immer noch genug Stunden bis zum Abend. Bleib unten. Roll dich auf den Rücken, kratz die juckende Stelle hinter dem Ohr mit deinem gelenkigen rechten Bein, präsentiere deinen verwundbaren Hals, lass die Zunge heraushängen. Warum tragen sie alle diesel-

ben Socken? Hat jemand bereits auf die Uhr geschaut? Es kann nicht mehr lang dauern, die Zeit ist bald um, die Sonne steht hoch. Ich kann es an den Schatten der grauen Blätter sehen. Alles an der Wand hat seine richtige Kontur, alles ist scharf abgegrenzt, jeden Rand könnte ich nachzeichnen. Was vor der Wand passiert, hat keinen Rand und keine Kontur. Es ist alles ganz einfach. Und weil es so gut funktioniert, kann ich mir auch nicht vorstellen, dass es einmal anders sein könnte. Schließe ich die Augen, sehe ich eine Fläche von mir bis zum Horizont, ohne Krümmung, ohne Hügel, ohne Gefälle. Sie reicht endlos weiter. Tag auf Tag auf Tag, eine einzige Masse. Mein Körper dehnt sich in diese Zeit hinein, er wird länger. Mein Kiefer krümmt sich und der Speichel fließt weiter. Zieh die Lippen hoch und zeig dein braunes Zahnfleisch.

Achte auf die kleinen Glasscherben, die auf dem rauen Untergrund glitzern. Du hast auch schon mal besser gebellt.

Philipp Böhm

SCHAU NICHT SO. IHR NACKTER ARSCH. MORGENLICHT.

zu *Excursion into Philosophy*,
Edward Hopper, Öl auf Leinwand, 1959

Ein Buch als Spiegel des Liebenden?
Ich hatte auch Nächte. Sie in meinem
Schatten.
Sind wir abgewandt
Vor den Mond gerückt.

Gräbst du die Philosophie um
Nach dir? Willst du
Ein Ejakulat der Wahrheit?
Ein Buch. Ein Liebender. Einseitiger Schlaf.
Frag dich bitte,
Ob dir Sex reicht. Denn
Auch der Sex
Steht auf der Seite der Zukunft
Exerzierst du oder exorzierst du ihn,
Nun gut.
Ihr Schlaf des Befriedens.
Wärmebeladene Luft.
Deine Raserei in Buchform.
Reiche nach ihr,
Man ist viel häufiger
Beieinander als beisammen.

Kein Schlaf.
Die Zweifelhaft.
Wirst keinen Rat finden.
Erfinde bitte
Eine eigene Sprache,
Darin mit ihr.
Ich bin unbegabt für solch
Lange Rast.
Ich schreibe Gedichte
(vielleicht deshalb).

Martin Piekar

RITUAL

nachdem wir mit uns fertig waren
wuschen wir das Blut von den Wänden
stiegen gemeinsam in die Wanne
spülten uns die Augen aus

du hattest meine Brust berührt
sie mit deinen Nägeln geöffnet
das Wasser lief langsam in mich hinein
wurde zu einem Strudel
der dich mitriss

Mario Osterland

Eine Hure darf immer ins Baumhaus,
wenn keiner hinschaut. Das Schild sagt:
„Mädchen verboten.“

Der Oberboss beäugt den Kodex etwas
eifersüchtiger,
schließlich hat er ihn gemacht,
ob für elf oder drei, muss sich einer
wenigstens
um die Regeln scheren, oder bringt es das
sonst überhaupt?

Die Eroberer aber haben die besten
Geschichten.
Später, beim Pommies essen.
Ketchup an der Nase.

Maximilian Michl

HORIZONTE

Zaghaft
zeigte sich
die Sonne.

Sie schien
zu ahnen

dass auch
wir

am Rande
eines

Unterganges
stehen.

Markus Prem

AM GLEIS, WARTEND

noch? einmal?

gewicht haben
den lauf der dinge
anhalten umleiten
pläne durcheinander bringen
schicksale berühren zerreißen neu
verknüpfen mit anderer leute
würfeln würfeln nach
eigenen spielregeln oder keinen

oder

rache nehmen
an der gleichgültigkeit der zeit
die eigene unsichtbarkeit aufheben
indem man die äußere schale aufreißt
das innere ist am richtigen ort plaziert
stets sichtbar endlich
ein gedrucktes wort wo niemand hörte
als nur ein roter mund
klaffend sprach

oder

gleichgültig sein
gegenüber dem lauf der dinge ein
werkzeug benutzen wie jedes
andere nur effektiver
das ich als höchste instanz
und die eigene hand als letzte
kein kompromiss
nur noch vollendung

und

ich weiß nicht wer mir
mehr leid tun sollte
und ob

höre dem schimpfen der leute
zu und frage mich
wessen pläne hier durchkreuzt sind
und welche aufgehen

Nora Deetje Leggemann

VOM BETRACHTEN EINES ESSENDEN

Ein Restaurant in der Morellenfeldgasse.

Die Speisekarte starrt mich wartend an. Der Herr am Nachbartisch, der soeben die geordnete Suppe erhält, erinnert mich mit seiner bedächtig-ruhigen Art an den alten Freund David, einen Bankier, der, einem guten Hause entstammend und mit besten Manieren versehen, seiner Kundschaft stets freundlich lächelnd, dabei nie deplaciert, bei der Beantwortung dringender Fragen zur Seite stand, bevor er, der nie Ambitionen hatte, auf Geheiß des Leiters der dortigen Filiale infolge eines unwürdigen Ränkespiels, welches nicht nur entfernt an die üble Geschichte von Sami und Hudeira erinnerte, versetzt wurde, was ihn letztlich zu dem werden ließ, was er heute ist. Die Serviererin, eine feiste Frau mit rötlichen Wangen, welcher aufgrund ihrer derben Wortwahl und ihrer Leibesfülle durchaus eine Tätigkeit als Gänsemagd zuzutrauen wäre (wobei ich nicht unerwähnt bleiben lassen möchte, dass eine meiner Großtanten mütterlicherseits, eine resolute Dame, die ihr Leben lang an einer nie verheilten Hartleibigkeit litt, die ihr, sooft ich sie sah, sichtlich zu schaffen machte, einst Gänsemagd war, bevor sie sich in einen Großindustriellen versah, welcher mit ihr und dem Großteil des Familienvermögens durchbrannte, die Fabrik infolge der unvermeidlichen Führungslosigkeit, denn er war Einzelkind, in den Ruin führte, meiner Großtante aber eine Lebensführung ermöglichte, welche sie hundertundein Jahr werden ließ), lächelt, und auch der Herr lächelt. Die Suppe dampft,

der Herr greift zum Löffel, und der dunkel getäfelte Raum wird von einem warmen Pilzgeruch erfüllt, so wie auf der Jagdhütte des Obermair Sepp, der einst ein hervorragendes Schwammerlgericht bereitete, und das aus Wut über einen missratenen Tag, an dem das Wild die Büchsen schon aus größter Ferne zu wittern schien, was dem Sepp sonst nie passierte, denn er war ein hervorragender Fährtenleser, was ihm seinerzeit, als er halbnackt und fast blind durch die Wälder von Brjansk geirrt war, das Leben gerettet hatte, nur die Jahre, derer viele er mittlerweile mit sich herumtrug, haben ihren Tribut gefordert, haben den Sepp ergrauen lassen, doch bis zuletzt kochte er meisterlich, und der Geruch seiner Köstlichkeiten kitzelt, vermischt mit der noch frischen Beize der Täfelung, in der Nase. Ich niese schwer.

Auf der Speisekarte die Getränke. Doch meine Aufmerksamkeit gilt dem Herrn, der seinen Löffel mit Überlegung in die Suppe taucht, während seine Augen feucht glänzen, was mir wie Hohn erscheint, denn die Luft in dem Raum ist so trocken wie der Humor der alten Dame Manderley, die eine Begräbnisgesellschaft hätte amüsieren können, ohne im Geringsten pietätlos zu sein, was ich, neben ihrem starken angelsächsischen Dialekt, ungemein schätzte und der mich, der ich kurzzeitig ihr Lektor war, bisweilen in Verlegenheit brachte. Sie war unerschütterlich, und was sie letztlich brach, war,

wie so oft, eine lange unbeantwortete Liebe, denn leidenschaftlich war sie, und ebendiese Leidenschaft meine ich auch, in den Augen des Herrn zu erblicken, der soeben ein Brokkoliröschen auf den Löffel schaufelt. Er führt diesen auf kurzem Wege zum Mund, der, weit offen stehend, den Gaumen entblößt, die Augen fixieren den Brokkoli, die kurzen Bartstoppen richten sich auf, die Krawatte hängt in der Suppe; der Herr scheint, ein Tollpatsch zu sein, ganz wie mein Vetter Michael, dem es passieren konnte, dass er sich derart in ein Referat über sein Lieblingsthema, die mennonitische Diaspora in Fernost, verlieren konnte, dass ihm nicht gewahr wurde, dass ihm sämtliche Audienz, welche eingangs noch interessiert gefolgt war, abhanden gekommen war; oder der, zur Hochzeit seiner Schwester im Brandenburgischen geladen, dem Zug eine Station zu früh entstieg, sich im Taxi zur örtlichen Kirche fahren ließ und dort an einer Trauung teilnahm, ehe ihm gegen Abend bewusst wurde, dass es nicht seiner Schwester Veranstaltung war; und ebendieser Irrtum wurde mithin als Ursache für die folgenden dramatischen Zerwürfnisse gesehen. Vom Löffel tropft Suppe, es plätschert hallend.

Auf der Speisekarte über den Getränken die Nachspeisen. Der erste Löffel der Suppe samt Einlage ist im Schlund des Herrn verschwunden, das Schauspiel gewinnt an Dynamik, ein Crescendo, vergleichbar mit dem Werk von Schmel Cohen (der Titel ist mir entfallen),

in dem eingangs in recht trivialer Form vom Leben des Landstreichers Alon Rosenstiehl berichtet wird, der, sein Leben im Mittleren Westen verbringend, wegen seines deutschen Akzents von einer aufgrund des unlängst erfolgten Kriegseintritts des Landes stark antideutsch eingestellten Gesellschaft mit Unsympathie behandelt wird, später eine faszinierende Entdeckung macht, infolge derer sich zuerst sein Leben, dann das Geschehen um ihn herum und letztlich das Schicksal des Erdkreises in ein Paradoxon voller Antilogien wandelt. Eine Antilogie auch der Pilzgeruch, der, ähnlich dem Tallit zum Fes, nicht recht zum Brokkoli passen will, doch dem Herrn ist das egal; behände führt er einen Löffel nach dem anderen zum Mund, zerkaut genüsslich die Einlage, geräuschvoll und dennoch ohne Schmatzen, sein Gesichtsausdruck verrät innere Zufriedenheit, er erinnert mich an Daniel Bernard, der als Mitglied der Resistance Charles Delestrains einen Arm verloren hatte und hernach als Dichter zu gewissen Ruhm gelangt war, der ihm, der ob der Erlebnisse der Kriegsjahre rast- und ruhelos geworden war, erlaubte, viel zu reisen, was auch unsere Bekanntschaft erklärt, und der mir, der ich sein hörigster Schüler war, berichtete, dass seine Liebe zu Beatriz, einer vollbusigen Chansonnière, welche auch Jahre nach dem Krieg noch Heldenlieder gab, derart groß war, dass er aus dieser ein enormes Maß an Zufriedenheit schöpfen konnte, die ihn, der er seiner rech-

ten Hand verlustig geworden war, linkshändig schreiben ließ. Der gesamte Raum genießt die Suppe.

Ich beobachte, dass der Herr fertig ist, denn er beseitigt den Löffel. Er drückt den Rücken durch, schmatzt jetzt und putzt sich die Mundwinkel mit einer geblühten Serviette aus, die mich an Marillenknödel erinnert (denn meine Mutter putzte mir einst, als ich Brösel und einen Teil der Füllung in meinem Gesicht verteilt hatte, die Mundwinkel mit einer ganz ähnlichen Serviette aus, die sie nachher wusch und sorgsam verwahrte, denn viel hatten wir nicht; Vaters Einkommen fehlte, er war, wie so viele in jener Zeit, in den Bergen, und Mutter, die ich nur zu oft weinen sah, war zwar tüchtig, doch zu einer Anstellung hat es aufgrund ihrer Vorgeschichte nie gereicht). Ich sehe dem Herrn dabei zu, wie er seine letzte Zeit hier genießt, wie er die Ellenbogen auf dem Tisch abstellt, die Hände ineinander schlägt und das Kinn auf dem oberen Handrücken bettet; der Kopf ist leicht geneigt und der Blick verrät nach wie vor Zufriedenheit, allerdings weniger eine enthusiastische Zufriedenheit wie zuvor; vielmehr eine gleichgültige, ewige, unabänderbare Zufriedenheit, wie einst Eli, der den Berufseinstieg nicht schaffte, die Frauen aber liebte, daher noch seine letzten Groschen im Freudenhaus verschleuderte und von so mancher Dirne ob seiner leeren Brieftasche verjagt wurde, und dennoch trug er in einem ein Lächeln im Ge-

sicht. Der Herr, so scheint es, bereitet sich zum Gehen, er schiebt den Teller ein Stück weg, räuspert sich, zieht einen Zehnmarkschein und lächelt der Serviererin zu, die stumm im Eck gewartet hatte, wie Sara aus San Sebastián, der ich, junger Handelsreisender, einst einen traumhaften Abend bereitete, und die mich, wie ich erst sehr viel später erfuhr, von ganzem Herzen liebte, so dass sie, einem armen Hause entstammend, einen Kredit aufnahm und dorthin fuhr, wo sie mich vermutet hatte, doch ich hatte sie belogen, so dass sie unverrichteter Dinge zurückkehrte, nach San Sebastián, alsdann ihren späteren Mann kennenlernte, welcher sie überstürzt ehelichte und somit den Beginn der Tragödie einläutete. Der Herr zahlt, dann geht er.

Oliver Niedhöfer

SOMMERMORGEN

Der Morgen klopft ans Fenster. Ein leises Pochen wie ein Herzschlag. Das Ohr gedrückt an die Brust der Zeit vernimmt die Botschaft und schwingt im Takt. Der Laster Ballast abgestreift und wie auf Schwingen sanft empor - öffnet der Seele Fenster und bittet unschuldiges Licht herein. Das Zimmer in flüssiges Gold getaucht.

Bewegung kommt ins Spiel. Behäbig richtet sich ihr Oberkörper auf, die Lippen teilen und dehnen sich, die Augen fest zusammengepresst. Die Arme empor gestreckt, nach unsichtbaren Früchten greifend. Sie sammelt sich und verlässt das Bett auf leisen Sohlen

Richtung Balkon. Ein flinker Griff, die Tür gibt nach, der nackte Fuß auf warmen Stein. Die Augen blinzeln ins Sonnenlicht, der Blick, wie von selbst, nach unten gelenkt. Am Bürgersteig eine hagere Gestalt, die schlurfend, stolpernd vorwärts wankt. Fast fällt sie hin, dann krümmt sie sich zur Seite weg und kotzt vor Annas Wohnhaustür.

„Na toll“, seufzt Anna, dreht sich um und geht wieder in ihre Wohnung.

Martin Reiter

WESHALB MAN IN EINEN STAU GERATEN KANN

Ein Mann auf der Überholspur. Er steht im Stau. Er sitzt in einem schwarzen Volvo 850, das Fahrerfenster ist unten, die linke Hand trommelt außen auf das Blech. Die Hitze lässt die ansonsten widerspenstigen Locken glatt und strähnig im Gesicht kleben, die Klimaanlage ist ausgefallen. Das Auto: Baujahr 1997. Der Mann: fünfundzwanzig Jahre älter.

Weshalb man in einen Stau geraten kann: Zwei Trucks liefern sich über Kilometer ein Elefantenrennen. Ein Geisterfahrer verursacht eine Massenkarambolage. Ein Flugzeug muss auf der Autobahn notlanden. Ein mobiles Reparaturkommando schraubt an der Mittelleitplanke oder mäht das Gras auf dem Mittelstreifen. Die Polizei hat eine Straßensperre errichtet. Ein Schlachttransporter kippt auf der Autobahn um.

Der Mann ist müde. Er schiebt mit Daumen und Zeigefinger seine Brille nach oben und massiert Nasenrücken und Augenpartie. Der Mann ist nervös. Der Mann hat Durst. Er beugt sich auf die Beifahrerseite und versucht, den Stauanfang zu erspähen. Er schaut in den Rückspiegel. Die linke Hand trommelt außen auf das Blech, die rechte schlägt jetzt im Gegenrhythmus auf das Lenkrad. Als sei der Mann auf der Flucht.

Weshalb man auf der Flucht sein kann: Man hat eine Tankstelle überfallen und den Kassierer mit einer Beretta bedroht. Es wird einem alles zu viel, und man möchte spurlos verschwinden. Man hat den Geliebten der Ehefrau niedergestochen. Man begeht Fahrerflucht. Man hat seine Frau verlassen und fährt zur Geliebten.

Man braucht dringend Urlaub und muss sein Flugzeug noch bekommen. Die Vergangenheit ist einem auf den Fersen. Die Ex-Geliebte lässt einen nicht in Ruhe.

Der Mann schaut nach rechts. Eine Familie fährt in Urlaub, scheint ihm. Der Vater studiert den Atlas, die Mutter hat sich zu den Kindern umgedreht und spielt mit ihnen Karten. Der Mann schaut nach links. Der Verkehr auf der Gegenfahrbahn fließt normal, wie zum Hohn. Der Mann schaut auf die Uhr, er flucht, sagt Scheiße. Der Mann schaltet das CD-Radio an, eine Genesis-CD beginnt, doch Genesis kann der Mann jetzt nicht ertragen. Er schaltet um auf Radiobetrieb.

Wie wahrscheinlich ist es, dass ein Mann Fahrerflucht begangen hat und in einen Stau gerät, weil ein Schlachttransporter auf der Autobahn umgekippt ist? Wie wahrscheinlich ist es, dass ein Mann eine Tankstelle überfallen hat und in einen Stau gerät, weil ein Flugzeug auf der Autobahn notlanden musste? Wie wahrscheinlich ist es, dass ein Mann seine Frau verlassen hat und in einen Stau gerät, weil ein Geisterfahrer eine Massenkarambolage verursacht hat? Und wird die Rechnung wahrscheinlicher, wenn stattdessen ein Bauarbeiter überfahren wurde? Feststeht: der Mann hat einen Ehering. Feststeht: der Mann hat Schulden. Feststeht: der Mann will zu einem Flugzeug. Feststeht: das Auto hat vorn rechts eine Beule, und das Blinklicht ist zersplittert. Feststeht: der Mann hat ein Flugzeug beobachtet, das ziemlich tief und in seine Fahrtrichtung flog, eine Piper PA-34 Seneca, das erkannte er sofort. Feststeht:

auf dem Rücksitz steht eine Reisetasche. Feststeht, dass der Verkehr fest steht.

Das Radio spielt Die Ärzte. Das Radio spielt Michael Jackson. Das Radio bringt Nachrichten.

Was Nachrichtensprecher verkünden können: Ein Minister ist auf Auslandsreise. Ein Filmstar ist pleite. Bei einem Überfall auf eine Tankstelle geht der Täter mit äußerster Brutalität vor, die Polizei vermutet Zusammenhänge mit drei ähnlichen Überfällen. Ein Geisterfahrer verursacht eine Massenkarambolage. Ein Mann wird niedergestochen, man geht von einer Beziehungstat aus. Ein Flugzeug muss auf der Autobahn notlanden, ein Reisebus kann nicht mehr bremsen und rast hinein. Ein Schlachttransporter kippt auf der Autobahn um, überlebende Schweine laufen auf der Fahrbahn herum. Eine Fußballmannschaft gewinnt haushoch, und die Hitze dauert an.

Der Mann flucht, er sagt noch mal Scheiße. Der Mann schaut auf die Uhr. Der Mann hat Durst. Von oben, sagt sich der Mann, sehen die Autos wie Bausteine aus, wie Zellen. Schwarze, rote, weiße. Was sieht man von oben schon, wo die Leute herkommen und wo sie hinwollen. Er greift nach hinten, befühlt die Reisetasche. Sucht er nach einer Trinkflasche? Will er sich versichern, dass er seinen Pass eingesteckt hat? Oder dass das erbeutete Geld auch gut verstaut ist und die Beretta?

Wie wahrscheinlich ist es, dass ein Mann Scheiße sagt, nachdem er eine Tankstelle

überfallen hat und in einen Stau gerät, weil ein Schlachttransporter auf der Autobahn umgekippt ist? Wie wahrscheinlich ist es, dass ein Mann Scheiße sagt, nachdem er den Geliebten der Ehefrau niedergestochen hat und in einen Stau gerät, weil ein Flugzeug auf der Autobahn notlanden musste? Wie wahrscheinlich ist es, dass ein Mann Scheiße sagt, nachdem er Fahrerflucht begangen hat und in einen Stau gerät, weil ein Geisterfahrer eine Massenkarambolage verursacht hat? Und was ist in der Sporttasche?

Feststeht, dass der Mann wie alle um ihn in Bewegung sein will. Feststeht, dass der Verkehr fest steht. Feststeht, dass die Hubschrauber kreisen. Feststeht, dass am Boden nichts mehr geht.

Steffen Roye

KULTURKEULE XVIII

FULGURA FRANGO

7
 Bevor man stirbt, ist man kurz in der Lage, die Hintergrundsprache des Universums zu hören, aus der unsere Existenz selbst gewoben ist. Interessanterweise identifizieren die meisten Menschen dieses ihren Sinnen so fremde und ihrer Grundsubstanz so ähnliche Sprachmaterial im Angesicht des Todes mit Schillers Lied von der Glocke. Um zu einem anderen Ort zu gelangen, muss man die Zeit selbst umdrehen.

6
 Nur wenige Menschen wissen, dass wir alle zeitlebens eine tote Sprache sprechen. Doch kurz bevor man stirbt, und alles Visuelle sowie natürlich Auditive erlischt, ist man kurz in der Lage, die Hintergrundsprache des Universums zu hören. Interessanterweise identifizieren die meisten Menschen dieses ihren Sinnen so fremde und ihrer Grundsubstanz so ähnliche Sprachmaterial im Angesicht des Todes mit Schillers Lied von der Glocke. Um zu einem anderen Ort zu gelangen, muss man die Zeit selbst umdrehen. Aber Achtung!

5
 Nur wenige Menschen wissen, dass wir alle zeitlebens eine tote Sprache sprechen, mit der, so glauben wir, wir auf von ihr vollkommen getrennte Sachverhalte referieren. Durch diesen Gebrauch töten wir sie. Nur kurz bevor

man selbst splift, und alles Auditive sowie Visuelle erlischt, ist man kurz in der Lage, die ursprüngliche Hintergrundsprache des Universums zu hören. Interessanterweise identifizieren die meisten Menschen dieses ihren Sinnen so fremde und ihrer Ursbstanz so ähnliche Sprachmaterial mit Schillers Blipp von der Bloppblopp. Um zu einem anderen Ort zu gelangen, muss man die Zeit selbst umdrehen. Aber Achtung! Je weiter und je öfter man sich zurückbegibt und je mehr von dem Gedicht man hört, desto mehr verändert sich auch in der Gegenwart.

4
 Nur wechselnde Menschen wissen, dass wir alle zweiteilig tote Spalten sprechen, mit denen, so glauben wir, wir einander vollkommen verbrannte Sachgraben produzieren. Durch diesen Rauch löten wir sie. Nur ehern man stirbt, hört man für kurzes Läuten die Hintergrundsprache des Universums. Aus Unkenntnis infizieren die Meisten nach interessens Weise dieses der Erdsbstanz so ähnliche Metall mit Killers Bing von der Zinkding. Um zu einem anderen Ort zu klingen, muss man die Zeichen selbst umdrehen. Aber Achtung! Je öfter man sich zurückbegibt und je mehr von dem Gesicht man höht, desto mehr verschiebt man sich selbst, bis hin zu dem Punkt, an dem es einen vielleicht nie gegeben hat.

3
 Nur wächserne Menschen springen, da wir eilig die blute Schwalche schmieden, mit denen wir einander in brennende Gruben schmeien. Je heißer sie werden, desto ersticklicher keucht man, desto eher stirbt man. In der rechten Weise interlegieren die meisten Metalle dieses Erdgebrannte mit Zinkers Hitze von der Knippknipp. Durch Rauch löten wir die Menschen zusammen. Um zu einem anderen Ort zu gelangen läuft die Arbeit munter fort. Aber Achtung: Je mehr von dem Geläute man ehrt, umso rückwärtiger verschmiedet man sich hin zu dem Punkt, an dem man vielleicht nie interferiert hat.

2
 Nur wächserne Menschen zerrinnen, da wir eilig ihr Blut und Schweiß erhitzen, da wir einander in brennende Gruben schmeißen. Doch kurz bevor wir Tote schmieden, klingt Meistmetall nach Hitzgebrüll, dass Achtung uns're Schmirgel wiegen - Irrealerweise interferiert die Klage dieser Sprachmetalle, rein und voll die Stimme schalle. Damit die so gebildeten Reißer, fließe nach der rechten Weise und mit der Zinklosigkeit ihres Blablaseins, also: Zu Organen Riss, zu Herz innerem Vereine, versammle sie die liebende Gemeinde und bis hier, zu dem Punkt, an dem die anderen nie existiert haben.

1
 Denn mit des Feuers Feierklänge
 Zerfließt sie das geliebte Kind
 Auf seines Lebens ehernem Bange,
 Den es in Schlafes Arm zer innt bis zu dem
 Pund

DIE SCHWACHSINNIGE ABER TROTZDEM IRGENDWIE SCHÖNE GESCHICHTE MIT DEM HERRN L.

Auszug

Der Herr L. hat noch nicht einmal wirklich seinen Schwanz wieder in der Hose, als ich schon das Mikrofaser Tuch in der Hand habe und anfange, die Abdrücke von meinem Busen vom Klavier zu wischen. Und als ich mich dann auch anziehe, meine Unterhose suche, die da irgendwo auf dem Boden herumfliegt, und schnell in dem Spiegel, der mitten im Verkaufsraum hängt, schaue, ob ich eh nicht so durchgefickt aussehe, wie ich mich fühl, da hat er schon den Hut auf, und die Zigarette im Mund, grinst mich so komisch an, wie er jeden Mittwoch um kurz nach halb drei grinst, wenn er seine Mittagspause bei mir im Laden verbracht hat. Und als ich ihm dann die Tür aufsperrte, das Schild, das draußen hängt, von „Geschlossen“ wieder auf „Treten Sie ein“ ändere, da will ich ihn schon fast noch einmal küssen, aber er sagt, spinnst, doch nicht auf der Straße, wenn uns wer sieht. Und dann, etwas weicher, war aber schön. Unklug, aber schön.
 Und als ich ihm nachsehe, wie er, leicht beswingt die Straße mit dem Kopfsteinpflaster nach oben zu seiner Galerie läuft, da sticht es in der Brust, mehr als es sollte, mehr als es letzte Woche gestochen hat und viel mehr, als vor zwei Wochen. Gedankenverloren schau ich in die Auslage, in der wir gerade alles voller

Raphaela Edelbauer

Märchenbücher haben, weil doch bald Weihnachten kommt und da ausnahmsweise wieder alle an die Kinder denken und jeder auf einmal Märchenbücher kaufen will. Am liebsten antiquarisch, am liebsten die, die die Eltern und Großeltern in den 50ern als Kinder selber gelesen haben, bevorzugt in der selben Ausgabe, die mit den graulichen, kolorierten Holzschnittillustrationen, wo ich als Kind Alpträume davon bekommen hätte, wo der Franz aber einen Haufen davon bestellt hat, weil er einfach schon ein bisschen mehr Ahnung vom Weihnachtsgeschäft hat, als ich.

Wieder drinnen im Buchladen weiß ich, wie immer Mittwochs um kurz nach halb drei, nicht, was ich jetzt machen soll und wohin mit mir. Ich muss nach dem Sex mit dem Herrn L. immer irgendwas mit den Händen tun, weil das hilft, gegen dieses wuschig weiche Gefühl im Kopf, das ich nicht haben will, nicht haben sollte. Ich beschließe, die Belletristikabteilung neu zu sortieren, nicht nach Verlagen wie bisher, auch wenn das mit den gleichen Buchrücken sehr hübsch aussieht, sondern alphabetisch nach Autor. Ist auch viel kundenfreundlicher. Dabei versuche ich nicht daran zu denken, was ich an dem Mann toll finde, mich nicht zu fragen, wie seine Frau aussieht und ob mich das jetzt eigentlich zu einem schlechten Menschen macht, ob es ihn zu einem schlechten Menschen macht und ob ich, wenn er ein schlechter Mensch ist, überhaupt mit schlechten Menschen verkehren möchte. So körperlich und überhaupt.

In der Ecke steht der Franz und schaut mir zu. Ich weiß das, ich muss mich nicht einmal umsehen. Ich hab mich daran gewöhnt, er ist schon länger hier. Ich weiß, dass er nicht weiß, was er machen soll, ob er mich schimpfen soll, oder

auslachen. Drum sagt er gar nichts, sagt eh nie was, schaut immer nur. Sag nichts, sag ich zur Sicherheit, ich weiß eh, dass das Schwachsinn ist, das mit mir und dem Herrn L.

Der Franz bleibt stumm, aber als mir einige Minuten später ein Gedichtband von Rilke aus einem der höheren Regale auf den Kopf fällt, gebe ich ihm die Schuld daran, weil ich weiß, dass er das lustig findet, schon immer lustig gefunden hat, wenn mich die Bücher angreifen, so seine Worte. Franz, ich mag Rilke nicht, das weißt du doch, sag ich. Und er sieht mich so an, als würde er sagen wollen, dass er eh weiß, dass ich überhaupt keine Ahnung von Literatur habe.

Der Franz ist der erste gewesen, der das mit mir und dem Herrn L. gewusst hat, wahrscheinlich sogar weit noch vor mir und dem Herrn L. Schon an dem Abend, nach meinem ersten längeren Verkaufsgespräch mit dem Herrn L., dem Abend, wo ich ihm kurz vor Ladenschluss noch einen ganz tollen Band über die Geschichte der Untersbergbahn verkauft habe, er sich gefreut hat, wie ein kleines Kind, weil ich ihm so einen guten Preis gemacht habe, hat der Franz später beim Feierabendbier zu mir gesagt, der findet dich toll, der will dich. Einen Scheiß will der, hab ich nur gesagt. Alt ist der, hat Frau und Kind, hab ich gesagt und überhaupt, der trägt immer Tracht, da ist doch was falsch mit dem. Wirst schon noch sehen, hat der Franz gesagt, und in sein Bier geschaut, so allwissend und erwachsen, obwohl grad mal neun Jahre älter als ich, so als würde er die Welt verstehen und ich wäre das kleine, naive Hascherl, das von nix eine Ahnung hat.

Der Herr L. ist Künstler, macht schräge Sachen, viel mit Lithographie, aber auch Landschaftsmalerei, so Postkartenidyllen im Stil der

Romantiker, der Watzmann im Nebel, Herbststimmung am Gaißberg, ein Hellbrunner Sommernachtstraum und so Topfen, verdient sich dumm und deppert damit, vor allem in der Festspielzeit, hat eine Galerie gleich bei uns ums Eck, ich hab ihn schon länger gekannt, er hat mir gefallen, mit den den grauen Stellen im Bart und diesem komischen Trachtenhut, den er sogar im Hochsommer immer oben hat. Ich hab auch gewusst, dass der mords bibliophil ist, alles sammelt, was irgendwie, irgendwas mit Salzburg zu tun hat. Stadt, Land, Geographie, Mundartdichtung, Kunst, Brunnen, Bischöfe, Bürgermeister, alt, neu – wurscht, Hauptsache Salzburg.

Drum ist es für mich klar gewesen, dass ich, wie ich das nächste Mal einen riesigen Haufen Salzburgbücher aus einem Nachlass in Kommission genommen habe, die besten davon auf die Seite lege, für den Herrn L., weil immerhin doch Stammkunde bei uns und aus dem Grätzl, wir haben hier doch so was familiäres bei uns im Viertel, da kennt man auch den Postler beim Vornamen und weiß die Schichten von den Nutten und den Kellnern aus den Betrieben in der Nähe irgendwann auswendig, da schaut man aufeinander, kommt sich entgegen. Der Franz hat nur gelacht, die Augen verdreht, gesagt, aha, so machst du das also, auf die professionelle, erst besorgst du ihm die Bücher und dann den Rest, magst du nicht lieber einfach einmal ein Rockerl anziehen und ihm ein Buch ganz oben aus dem Regal holen, und hat sich geduckt, weil ich ihm eine Rolle Paketklebeband nachgeschossen habe, und dann, wie der Herr L. das nächste Mal gekommen ist, sich erkundigt hat, ob es was Schönes, Neues für ihn gibt, da hat der Franz zu ihm gesagt, ja, bei der wertigen Frau Kollegin, und auf einmal ganz dringend ein Paket auf die Post bringen müssen, obwohl er an dem Tag

eigentlich schon auf der Post gewesen ist, und hat mich alleine gelassen. Und als der Herr L. und ich uns die Bücher angesehen haben, die ich für ihn auf dem Klavier, das uns als Ersatz für so Vieles dient, Schreibtisch, Einpackstation, Präsentationsfläche für die schönsten Bücher, und seit Neustem eben auch zum dranhaltfesthalten, wenn man's von hinten im Stehen treibt, ausgebreitet habe, da hab ich dann auch bemerkt, dass er gut riecht, der Herr L., dass ich das mag, wenn er nahe an mir steht, aber auch, dass er einer von den Wenigen ist, die erst mal an den Büchern riechen, die ganz genau schauen, bevor sie was kaufen, ob der Einband passt, die Seiten nicht zu stockfleckig sind und vor allem, ob das Buch eh nicht schimmelt, und dass er schöne Hände hat, und dass sein Ehering aus Weißgold ist. (...)

Lisa Viktoria Niederberger

(siehe S. 54)

ein atmen von schatten zu schatten, die nacht haftet am rücken als hätte man darin gelegen wie in hohem gras, und trüge sie jetzt am körper als das gegenteil einer rüstung, als etwas, das öffnet. und weich macht, sodass das, was war, muster in einen schneiden kann, bevor es einen auffaltet wie einen papiernen stern, und. man plötzlich sieht, dass man in der mitte ein loch hat, da wo die waren, die jetzt tot sind und durch die nacht segeln und einander kreuzen, in schweigenden bläulichen karawanen.

Alke Stachler

(siehe S. 48)

HANUSCHPLATZ

Männer die auf Ziegeln starren

Eines Tages fragte ich mich, wie es wäre Fischflüsterer zu sein: Kein einfacher Beruf, denn selbst wenn es mir gelänge, unter Wasser zu flüstern, hätten die vermaledeiten Grätrträger das meiste im nächsten Moment ohnehin schon wieder vergessen. Was wenn ich Eklektiker würde? Müsste ich da auch Inventur machen? Ich bin so schlecht im Rechnen – ich rechne stets mit dem Schlimmsten! Klar war, mich dürstete nach Veränderung! Ewig wollte ich nicht Künstler bleiben, das würde auf Dauer langweilig. Doch war ich mittlerweile einen gewissen Standard gewöhnt, den mir ein „normaler“ Beruf beim besten Willen nicht bieten konnte.

Schließlich wurde mir ein Job als Baustellendetektiv angeboten, bei einer Firma, der in den vergangenen Tagen etliches Arbeitsmaterial abhanden gekommen war. Bezahlt würde ich, wenn es mir gelänge, die Diebe auf frischer Tat zu ertappen. Ich war siegessicher und hatte keine Ahnung, dass sich gerade dieser Punkt im Vertrag noch sehr zu meinem Nachteil auswirken sollte. Ich wurde knallgelb lackiert und Undercover als Schaufelbagger eingeschleust, verbrachte die Tage damit, das Erdreich auszuheben und die Nächte allein mit stumpfem Rumstehen und Warten. Was blieb mir auch anderes übrig, ich durfte meine Tarnung nicht auffliegen lassen! Um mir die Langeweile zu vertreiben, gab ich mich der Passion des Ziegelstarrens hin, doch auch das verlor nach einigen Monaten seinen Reiz. Ab und zu kam jemand, um bei mir einen Ölwechsel vorzunehmen... oder durchzuführen? Jedenfalls kein allzu angenehmes Unterfangen.

Auch heute noch muss ich mich bei Nasenbluten vor offenem Feuer hüten. Es dauerte 3 zermürbende Jahre, ehe mir schließlich klar wurde, dass es gar keine Diebstähle gegeben hatte und ich als billiges Arbeitsgerät missbraucht worden war. Der erste Verdacht kam mir, als ich entdeckte, dass es sich bei einem der Lastwägen um einen rotlackierten Mittvierziger handelte, der im zweiten Gang markant sächselte. Und der Kran war in Wahrheit eine extrem hochgewachsene Schwedin, Ende 30, deren Gelenke verräterisch nach Arnika rochen. Wie sich herausstellte, hatte man den beiden dieselbe Geschichte aufgetischt wie mir! Insgesamt waren es 165 Leute allein im deutschen Sprachraum, die man unter falschem Vorwand als Baustellendetektive angestellt und ohne ihr Wissen in die maschinelle Sklaverei gezwungen hatte. Wir zogen vor Gericht und konnten erwirken, dass der Spieß umgedreht wurde. So fuhr ich noch eine Weile mit der Chefin der Lohnbuchhaltung den Schutt weg und rührte im rotierenden Maul des Firmenchefs den Zement an, ehe ich mich dann doch wieder der Kunst zuwandte. Bei ihr schüttet man zwar auch Dinge in die Köpfe der Leute, aber sie gurgeln wenigstens nicht unangenehm dabei!

Peter.W.

LEHENGRAD

#2: Kinder des Tresens

In meiner Lieblingsabsteige spielen sie im Hinterzimmer Rommé-Poker. Auf die Frage hin, was Rommé-Poker sei, schaut mich Miloš, der mürriische Brotbäcker aus der Nummer 96, böse an, gießt sich einen Slivo die Gurgel runter und sagt, ich solle mir Eier wachsen und die Älteren in Ruhe lassen. Auf dem Tisch liegen neben einer dünnen Goldkette einige hundert Euro. Der übervolle Aschenbecher qualmt von selbst. Das ganze Zimmer vereint eine ungewöhnliche Anzahl an Gerüchen: zum einen sind da die fünf schwitzenden Spieler, allesamt in Jacken, obwohl es drinnen schweinish warm ist; auch von Mira, der Besitzerin des Lokals, geht ein fatales Gemisch aus Billigparfum, Schweiß und Schnaps aus; hinzu kommen mehrere geöffnete Bierflaschen, leere und halbvolle Schnapsgläser, unkontrollierte Rülpsen und alkoholisierte Flüche. Das ganze ehemalige Jugoslawien sitzt also an einem Tisch. Im Grunde ekelt es mich an, aber ich verspreche mir hieraus so etwas wie einen Orden oder zumindest eine Erfahrung. Also halte ich die Klappe, nippe an meinem Bier und schaue den Alten bei ihrem Untergang zu. In der Hauptschenke, dort, wo der Tresen ist und Anja, Miras Tochter, für den Nachschub verantwortlich ist, haut Goran seit gut zwanzig Minuten auf den neuen elektronischen einarmigen Banditen. Der Arm dieses Banditen wurde durch einen Knopf

ersetzt, was ihn umso gefährlicher macht, meinte Goran noch vor einer Stunde, als ich die Bar betreten habe. Ich trete aus dem Nebenzimmer an den Tresen und bestelle mir noch ein Bier. Goran sitzt vor dem Banditen wie vor einem Fernseher, der gerade das Derby zwischen Roter Stern und Partizan Belgrad zeigt. Er ist dem Ding komplett ausgeliefert. Sehe ich ihn gerade sabbern oder spielt mir das Bier einen Streich? Nein, er sabbert wirklich! Ich fange an, loszulachen und Goran mit Bier zu bespritzen, was dieser nicht einmal zu bemerken scheint. Anja findet das scheinbar gar nicht lustig und fordert mich auf, zu gehen. Erst jetzt merke ich, wie betrunken ich bin. Ich fange an, Anja aufs derbste zu beschimpfen, worauf Goran aufhorcht, aufsteht und mir einen linken Haken verpasst, dass ich mich setze und anfangs, den eierschalenweißbefleßten Boden vollzubluten. Anja lacht, Mira und der Rest lugen vom Nebenzimmer in den Hauptraum und fragen, was passiert sei. Ich winke ab und sage, es geschehe mir nur recht. Alle sind zufrieden mit der Antwort und kehren zurück an ihre Plätze: die Spieler in den Spielraum, Anja, immer noch lachend, hinter den Tresen, und Goran? Ja, Goran vor den Spielautomaten. Der Bandit hat seinen Arm wieder.

Marko Dinić

DAS ENDE VON IMMANUEL KANT

Niemand will wissen!

I. HIRNSEZIERUNGEN

Eine Reise durch die Wochen. Die Menschheitsgeschichte erzählt sich mal wieder selbst. Gott erschuf die Welt an sieben Tagen. Weihnachten ist sein Gedenktag. Und Ostern. Und Pfingsten. Und so. Weiter. Habermas hat Recht. So richtig säkularisiert können wir gar nicht. Sein.

Leben und Sterben. Züchten und Vernichten. Kreis und Quadrat. Die Quadratur des Kreises. Der Mensch entlässt sich selbst. Beim Versuch, Regeln für das Ist im Menschenpark zu definieren.

Die Attentäter versuchen, alle Hirne zu sezieren. Den Tod zu enthaupten. Und wer war der Kopf der Terroristen? Oder gab es ihn in Wirklichkeit gar nicht? Schädel Basis Bruch. Wir beerdigen zum Fest die letzten Reste. Betten unsere Häupter. Unter die Erde. Asche zu Asche. Nie wieder auferstanden. Aus. Ruinen!

Die Forscher entnehmen Hirn. Massen. Für die Wissenschaft. Die Politik. Den Rechtsstaat. Für uns. Die Gesellschaft. Erforscht. Und nun ist es verschwunden. Ihr Hirn. Rissig.

Von den Füßen auf den Kopf gestellt. Marx ist tot! Der zweite schon nach Nietzsche. Wollten wir das wissen? Dass jeder Mensch sterblich ist?

II. DER MENSCH

Wir sind in einer neuen Dimension des Kinos. Sind Sie auch live dabei? Im Fernsehen. Im Internet. Vor Ort. Für ein Museum des Kopf Kinos. Wo ist der Mensch?

Sehen Sie sich jedes Schauspiel an? Warum eigentlich nicht? Ihnen fehlt der Empfang? Ich verstehe. Das Werk der Künstler können Sie sicher bald schon in Ihrer Nachbarschaft bewundern. Der öffentliche Raum als Ausstellung. Da wird Dabeisein zum historischen Akt.

Was ist der Mensch? Beim Sezieren haben sie nichts gefunden. Keine Chance. Der Bauplan ist nicht so wie beim Hausbau, wo nach dem Spatenstich bei der Grundsteinlegung Pläne und Urkunden in einer hübschen Rolle eingesperrt und eingebuddelt werden. Sie wissen schon: ein Haus, ein Baum, ein Sohn. Zwischen meinen Rippen sitzt keine Flaschenpost aus dem Jenseits für die Nachwelt.

III. DIE KUNST DES LEBENS

Sehr geehrter Herr, gestatten? Noch so ein bleibender Wert. In multi-media.

Selbstmord als Kunstaktion. Ein Missverständnis. In Berlin sahen Passanten vor dem Kunsthaus Tacheles den Körper einer Frau. Sie bestaunten und fotografierten das Werk. Ein Kind ging näher heran und fand: Das ist ein Mensch. Die Polizei sagte: Sie ist eine Tote. Die Künstler bestätigten: Selbstmord. Alle fanden: Eine gelungene Performance. Zwischen Wirklichkeit und Sein. Das Leben. Keine Kunst.

IV. VORLADUNG ZUM ABENDMAHL

Haben Sie schon Ihr nächstes AbendMahl zusammen? Nicht? Na vielleicht schauen Sie die Tage in Ihre Tageszeitung.

Glückliche Kühe an der Angel. Milch von dicken Fischen. Schweine von der Stange.

Realität. Ein. Bruch.

„Nicht nur das Auge, auch der Verdacht isst mit!“, sagte Christoph Schlingensiefel, als er eine Patronenhülse im Braten verschwinden ließ.

Ochsenchwanzsuppe. Rinderzunge. Kalbshirn. Was wollen Sie mehr?!

Willkommen an der Grenze des guten Geschmacks.

Entschuldigen Sie die VerStörung.

Manchmal kann ich mein Wort nicht mehr auf die Goldwaage legen. Es wiegt so schwer.

V. EINE GESCHICHTE GEHT ZU ENDE

Kant ist tot, schrie Gott. Und biss sich im gleichen Moment auf die Zunge. Er grummelte. Etikette war nicht sein Stil. Immerhin hatte er schon so etwas wie die Welt in nur sieben Tagen ins Leben gerufen. Das zeugte von einem scharfen Blick fürs Wesentliche.

Gott zuckte mit den Schultern.

Kant war tot. Es half alles nichts.

Bald, dachte Gott, bald kommt wieder ein Neuer. Wenig zufrieden schielte er auf sein Werk. In die Ganzheit.

Es war kalt vor Gottes Tür. Tiefkühlschränkalt.

Wohl temperiert für bleibende Werte.

Die Revolution frisst ihre Kinder.

SPINNENPHOBIE UND SPINNENDE PHOBIKER

Ich habe Angst vor Spinnen. Vor diesen achtbeinigen Monstern ekle ich mich wirklich, hängt eine im Kellergang, mache ich einen großen Bogen darum, finde ich gar eine im Schlafzimmer vor, kann ich erst beruhigt schlafen, wenn ich ihr mit dem Staubsauger zu Leibe gerückt bin. Man kann mich mit Fug und Recht als Arachnophobiker bezeichnen.

Würde ich nun am Wirtshausstammtisch meine Spinnenangst thematisieren, würde ich von den Anwesenden vermutlich Unverständnis ernten. Manche würden mich sogar auslachen, andere meinen, ich sollte meinen Ekel vor Spinnen mannhaft und tapfer ertragen. Vielleicht würde mich ein biologisch geschulter Stammtischbesucher darüber aufklären, dass es in Österreich keine Spinnenarten gäbe, die dem Menschen gefährlich werden können, außer dem Dornfinger, aber der ist extrem selten, und sein Biss nicht gefährlicher als ein Bienenstich. Vielleicht würde ein wohlmeinendes Stammtischmitglied mir auch raten, einen Psychiater aufzusuchen, wenn ich wirklich so sehr Angst vor ganz kleinen Viechern hätte.

Nun bin ich in Österreich sicher nicht der einzige Arachnophobiker, es gibt wahrscheinlich viele, die den achtbeinigen Netzkünstlern mit Abscheu und Ekel gegenüber stehen. Laut einer Statistik aus Deutschland bekommen zehn Prozent der Bevölkerung Panikattacken, wenn ihnen eine Spinne zu nahe kommt, ein Drittel der Frauen und ein Fünftel der Männer fühlen sich in Gegenwart einer Spinne zumindest unwohl. Diese Angst ist also nicht selten, sie ist weit verbreitet.

Doch obwohl die Arachnophobie so weit verbreitet ist, würde wohl nie auch nur ein Mensch auf die Idee kommen, die Angst vor Spinnen als berechtigte Sorge der Bevölkerung zu bezeichnen. Sie ist – objektiv gesehen – völlig unbegründet, sogar ich als Arachnophobiker weiß das. Kein Politiker würde bei der Errichtung eines Naturschutzgebietes Sätze sagen wie: „Wir müssen auch die Ängste der Arachnophobiker verstehen, die nun befürchten, dass sich in diesen Wiesen und Wäldern Spinnen hemmungslos tummeln könnten.“ Und obwohl – bei der weiten Verbreitung der Spinnenangst – die Arachnophobiker sicher ein beachtliches Wählerpotential darstellen würden, keine Partei ist bislang auf die Idee gekommen, einen Antispinnenwahlkampf zu führen.

Und der Grund liegt auch auf der Hand: Phobien sind psychische Störungen, das Problem liegt bei der Person, die die Angst verspürt, nicht bei dem Objekt, das die Angst auslöst. Flugangst ist nicht das Problem der Flugzeuge, Platzangst nicht das des Platzes, Höhenangst nicht das des Turmes. Und die Spinnenangst nicht das der Spinne, sondern meines. (Zum Problem der Spinne wird es erst dann, wenn ich den Staubsauger einstecke.)

Doch warum wird das ausgerechnet bei der Xenophobie, der Angst vor Fremden, vor Ausländern, anders gehandhabt? Warum hört man, wenn in einer Gemeinde Asylwerber aufgenommen werden sollen, Sätze wie: „Man muss doch die Sorgen der Bevölkerung ernst nehmen.“ Warum schickt man die Xe-

nophobiker nicht so wie die Arachnophobiker einfach in eine Therapie – das muss doch möglich sein? Wenn man dadurch, dass man Patienten eine Vogelspinne streicheln lässt, Spinnenangst bekämpfen kann, dann wird es doch wohl auch ein Mittel gegen Fremdenangst geben. Aber aus Angst, Wählerstimmen zu verlieren bzw. der Hoffnung, welche zu bekommen, lässt sich die Politik auf die Xenophobiewelle ein. Eine Tageszeitung füttert diese Angst Tag für Tag mit immer neuen Schlagzeilen. Und an den Wirtshausischen schaukelt sich die Stimmung immer mehr auf; und wenn ich dort – zum einen mit Zahlen und Fakten, zum anderen mit meinem christlich-humanistisch geprägten Menschenbild – gegen die Hetze aus Politik und Medien argumentiere, bin ich mittlerweile ein Exot. „Du wirst es auch schon noch merken, wenn du fremd im eigenen Land sein wirst!“, hat mir mal einer entgegnet. Ehrlich gesagt: wenn am Stammtisch einer sagt, wir bräuchten „einen neuen Hitler, der mal aufräumt“, ich von Nachbarn Sätze höre wie „Sollen sie doch absaufen, die sch*** Neg**!“, wenn alte Schulfreunde auf Facebook über Gaskammern für Muslime dahin phantasieren – dann fühle ich mich schon fremd im eigenen Land!

Vor den Asylwerbern fürchte ich mich nicht. Warum auch? Weil mit dem Flüchtlingsstrom eventuell auch Terroristen einsickern könnten? Weil man bei einem der Attentäter von Paris den syrischen Pass gefunden hat? Es ist natürlich tragisch, was in Paris passiert ist (und 9/11 und all die anderen Terroranschläge auch, von denen die meisten im Nahen Osten verübt werden, ohne dass in den westlichen Medien irgendein Hahn danach kräht). Aber ein nüchterner Blick in die Geschichte zeigt, dass in den 70er/80er Jahren, als noch die

Euroterroristen von RAF, IRA oder ETA ihre Bomben legten, die Zahl der Terrortoten in Europa um ein vielfaches höher war, als heute, wo Europa „nur“ der Nebenschauplatz eines Bürgerkriegs im Nahen Osten ist.

Bleiben wir in der Welt der nüchternen Zahlen (auch wenn das bei einem solchen Thema sehr schwer fällt, aber es hilft der Vernunft dabei, nicht der Panik nachzugeben). Laut Statistik Austria sterben in Österreich jährlich zwischen 10.000 und 14.000 Personen an den Folgen des (Aktiv- und Passiv-)Rauchens, und etwa 8.000 an vom Alkoholkonsum ausgelösten Krankheiten. So viele Leute können die Terroristen mit ihren Anschlägen gar nicht umbringen! Da wäre es doch eigentlich logischer, sich vor dem Betreten von Raucherlokalen zu fürchten und beim Spar gegen die Spirituosenabteilung zu demonstrieren, statt gegen das Halal-Fleisch. Mit Blick auf diese Zahlen hat eigentlich jeder, der sich mit seiner Tschick und seinem G'spritzen zum Stammtisch sitzt, das Recht verwirkt, irgendeine Person als Bedrohung für das eigene Leben und das von Menschen in seiner Umgebung zu betrachten, außer sich selbst!

Wie schon gesagt: vor Flüchtlingen, Asylwerbern, Muslimen fürchte ich mich nicht. Schon gar nicht vor denen, die ich sogar persönlich kenne! Meine Furcht ist eher die, dass eine Sozialphobie wie die Fremdenangst, also eine psychische Persönlichkeitsstörung, allmählich zum Normalzustand in diesem Land wird, und zum gesetzgebenden Faktor. Wir verwandeln uns in eine Gesellschaft von Soziopathen! Das alarmiert mich. Davor habe ich derzeit noch mehr Angst, als vor Spinnen.

Andreas Haider

EINE LOHNENSWERTE REISE

Ein alter Passagierdampfer. Dahinter zahlreiche Segel von anderen Schiffen vor einem Himmel, der aussieht wie vergilbtes Papier. Die ersten Assoziationen von Abenteuer und Entdeckergeist, historischer Romantik und Realität werden nicht enttäuscht werden: Matthias Engels legt mit *Die heiklen Passagen der wundersamen Herren Wilde & Hamsun* einen ansprechenden (literatur-) historischen Roman vor. Gut recherchiert, gut arrangiert.

46

„Kurz nach Neujahr 1882 erreichte ein junger Mann nach seiner Überfahrt von England den Hafen von New York. Längere Planungen und vielfältige Korrespondenzen waren der Reise vorausgegangen und wenn alles gut lief, würde sein Aufenthalt ein großer Erfolg werden.“

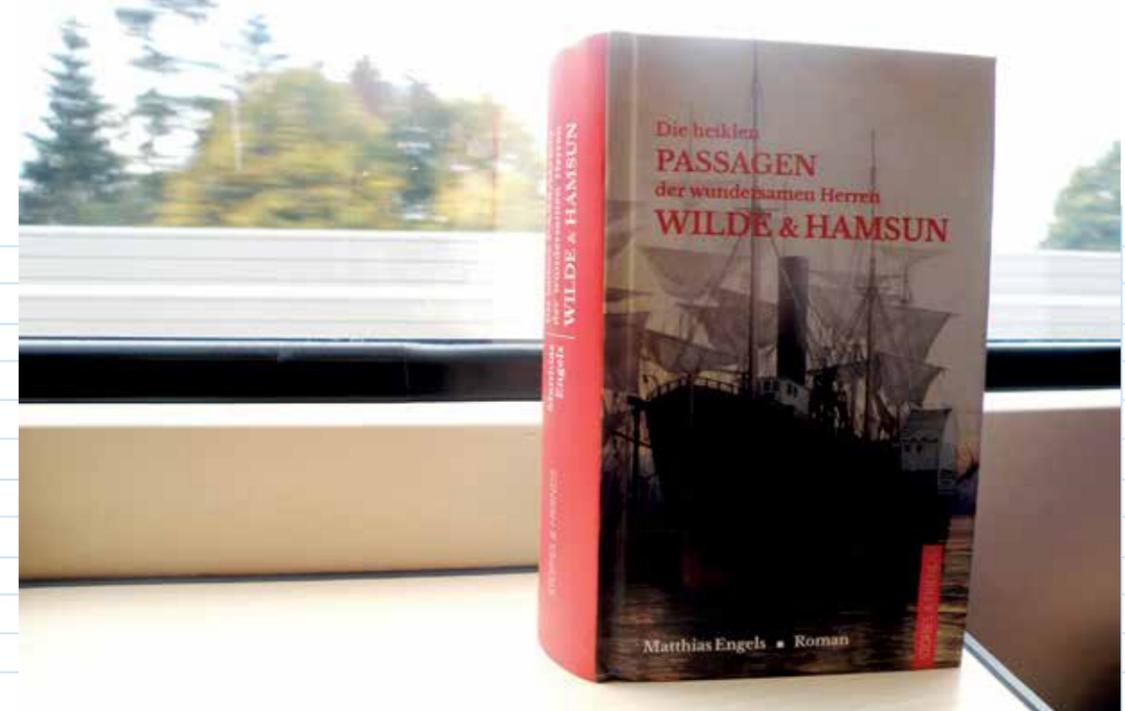
„Kurz nach Neujahr 1882 schiffte sich ein junger Mann für die Überfahrt von Bremerhaven nach New York beim Norddeutschen Lloyd ein. Wie aus heiterem Himmel hatte sich die Gelegenheit geboten und er hatte nicht gezögert, sie zu ergreifen.“

Fast zur selben Zeit brechen zwei der wichtigsten Figuren der Literaturlandschaft des späten 19. Jahrhunderts zum selben Ziel auf: Amerika. Was für den einen eine Luxusreise zu Lesungen und Konferenzen werden soll, ist für den anderen die letzte Hoffnung, der heimatischen Tristesse des (noch) nicht entdeckten Schriftstellers zu entfliehen. Die Ausgangslage von Oscar Wilde und Knut Hamsun könnte kaum unterschiedlicher sein.

„FÜR DIE UNENTBEHRLICHEN“

Auf 450 Seiten entwirft der Buchhändler Matthias Engels ein Parallelportrait zweier Herren, die unabhängig voneinander ihre Erfahrungen in der Gesellschaft und im Literaturbetrieb gemacht haben. Wilde trifft wichtige Personen des Zeitgeschehens, die weniger die Handlung vorantreiben, als das intellektuelle Interesse der LeserInnen bedienen – mitunter wähnt man sich in einem Bill Bryson-Roman, wenn man in einem der zahlreichen Exkurse von Edison die Glühbirne erklärt bekommt oder lernt, was Chiologie ist.

Hat man diesen ersten Teil überwunden, und weiß man nach etlichen Wiederholungen ausführlich, welche Kniebundhosen der groß gewachsene Wilde zu welcher Oberbekleidung und Frisur getragen hat, so konzentriert sich der Rest des Buches auf die interessanten Biographien der Autoren und der ihnen nahestehenden Personen. Doch während die Biographie von Wilde nach der Rückkehr nach Europa immer mehr nach unten zeigt, kann jene von Hamsun nur nach oben gehen. Während ersterem der offene Umgang mit seiner Homosexualität zum Verhängnis wurde, veröffentlichte letzterer mit Hunger jenes autobiographisch angehauchte Werk, das ihm erstmals die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit bescherte.



BEHUTSAM ERFUNDENES

Engels hält die Freiheit des historischen Erzählens hoch. *Die heiklen Passagen* der wundersamen Herren Wilde & Hamsun sind keine populärwissenschaftliche Nacherzählung, wie Engels im Nachwort festhält: „vielmehr nimmt er sich die Freiheit, mit den (oft widersprüchlichen) Quellen zu spielen und diese zu einem So-könnte-es-gewesen-sein zuzuspitzen“.

Insbesondere das geschickte Arrangement von Briefen, Zeitungsartikeln und sonstigen historischen Quellen fällt auf: Gekonnt vermitteln kurze geographische und meteorologische Berichte am Anfang der Dokumente einen Überblick über die Ausgangslage. Trotz der Episodenhaftigkeit, die eine inhaltlich motivierte Konzentration auf einzelne Abschnitte bedingt, werden die einzelnen Details durch die verbindende Prosa gefühlvoll und mit exakter Sprache zu einem flüssigen Ganzen verwoben.

10.08.1888 – Kopenhagen, Dänemark
55°40'25.262" Nord | 12°34'05.329" Ost
Ein kräftiges Tief vom Nordatlantik verdrängt warme Luft aus dem Süden und über Russland. 46° Fahrenheit.

Der Feuilleton-Redakteur der Politiken, Edvard Brandes, saß mit einer Hinterbacke auf der Kante seines Schreibtisches und sprach aufgeregt auf einen Gast in seinem Büro ein, der im Lehnstuhl ihm gegenüber Platz genommen hatte. [...] „Behrens“, sagte er, „Können Sie sich denken? Als ich heute Morgen an der neuen Ausgabe arbeitete, kam ein junger Norweger und wollte mit mir sprechen. Und natürlich hatte er ein Manuskript in der Tasche! Aber das interessierte mich anfangs weniger als der Mensch selber.“

Die heiklen Passagen sind Unterhaltung und legere Bildung zugleich, verbergen sich jedoch hinter einem unnötig sperrigen Titel. Der offensichtliche Rechercheaufwand macht sich bezahlt, die abwechslungsreiche Gestaltung rechtfertigt den Umfang – dem kleinen Ein-Frau-Verlag *Stories & Friends* ist ein auch äußerlich schönes Buch gelungen, das eine Nische für bibliophile und literaturbegeisterte LeserInnen füllt.

Josef Kirchner &
Lisa Viktoria Niederberger

47

EDITION MOSAIK 1.2

DÜNNER ORT – ALKE STACHLER

moment an moment gefädelt wie schmuck, hier tastet sich etwas. das sonst weit voneinander, das sonst wie pole sich.

Dieses ist ein dünner Ort. Geh weiter und du kommst an eine Stelle, die dich, die es, die was mit dir macht. Dünne Orte kann man mit Sprachkaum beschreiben, nicht treffen. Assoziationen reihen sich aneinander, erzeugen und verarbeiten Gefühle und machen diese nicht rein räumlich zu greifenden Orte zu eminent subjektiven Erfahrungen.

„Manche Orte machen mir Angst, andere erinnern mich an eine bestimmte Farbe, an einen Geruch, einen Gedanken, aber nichts davon ist konkret, nicht unbedingt erklärbar“, meint Sarah Oswald zu ihren dünnen Orten, die sie mit sich überlappenden Photographien versucht hat, aufzuspüren. Wie die Gefühle in der Assoziationskette konturlos ineinander übergehen, so verschwimmen auch in den Langzeitbelichtungen, aufgenommen im Vorübergehen, die Konturen, lassen ein individuelles und einzigartiges Gefühl für einen nicht fassbaren Ort entstehen. Die Unmittelbarkeit der gewohnten Wahrnehmung verschwindet.

Es entstehen „durchscheinende Stellen“ an denen etwas kippt, sich zu etwas Neuem verbindet. Diese Gratwanderung offenbart tiefe Blicke – in der zwischenzeitlichen schriftlichen Fixierung werden sie nacherlebbar, im Dialog mit den Texten nur scheinbar konkreter. Weder illustrieren die Grafiken noch erklären die Wörter: Dünne Orte müssen subjektiv erarbeitet werden, sind nicht nacherlebbar, nur subjektiv erfahrbar.

Das Sprachmaterial, mit dem man arbeitet, immer neu zu entdecken ist zentral: Alke Stachler umkreist mit ihren Texten einen nicht klar konturierten „atmosphärischen Raum“, der auch für sie schwer zu greifen ist – eine „Wolke“ – und trägt den Leser behutsam durch eben diesen, auf dass die Assoziationskette dünner Orte evoziert. Jedes Wort ist „mit gemeiner Präzision“ gesetzt; so leise, dass der Übergang zum Schweigen fließend ist. Dazwischen: Leerstellen. Fenster im Text. Durchscheinende Stellen. Auslassungen, die gefüllt werden wollen? Die nur scheinbar immer Ergänzungen verlangen? Pausen, die in der Bewegung innehalten lassen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Dieses ist ein dünner Ort.



im wald gibt es einen kern, der nie trocknet. um ihn herum ordnen sich schichten im kreis, schichten von halmen, scharnieren, stücken von licht. licht, das farben trägt, die es nicht gibt, das man schneiden könnte, hätte man. etwas, das scharf genug, um zu zerlegen, was nichts. wiegt, oder tonnen, wie das blätterdach, das wie weggebissene, wie weggefaltete laub: plötzlich ein irrer himmel durch die knöchel der bäume fahrend, abknickend, richtung boden: der eigene fußabdruck eine schwarze spirale, ein sog, ein geräusch nach unten.



edition mosaik 1.2

DÜNNER ORT - ALKE STACHLER

Mit fotografischen Illustrationen von Sarah Oswald.
Herausgegeben von Josef Kirchner.

62 Seiten, €5

Erhältlich u.a. in der Buchhandlung
Neues Leben oder schreib@mosaikzeitschrift.at

Die edition mosaik ist ein Aufeinandertreffen von Künstler_innen in ihren jeweiligen Ausdrucksformen zur Sichtbarmachung der Vielfalt moderner Literatur. Das kleine Format ergänzt damit die kontinuierliche Arbeit des mosaik und soll gleichzeitig Ansporn und Wegmarke sein.

Scythe ist ihr Lieblingswort der englischen Sprache. Kein Wunder also, dass Alke in der Schule für eine Satanistin gehalten wurde? Die Sensenfrau bewegt sich wild in der Gegend – beruflich wie auch in ihren Texten. Und setzt dabei ihre Worte so zärtlich, dass man nicht glauben kann, dass sie auch nur einen Grashalm verletzen könnte. Ihre Biographie in drei Worten: ausgewandert, hängengeblieben, weitergeschwommen.

TEXTGESPRÄCHE

in der ARGEkultur

Mit Erzählungen, Gedichten, Essays, die man gerade schreibt, ist es vielleicht ein bisschen so wie mit dem Verliebtsein. In den ersten Tagen und Wochen ist man fest davon überzeugt, dass der Text absolut vollkommen ist, dass er keine Fehler und keine Schwächen hat. Je mehr Zeit jedoch vergeht, desto klarer wird der Blick und desto größer werden die Zweifel: Ist das tatsächlich der Text meines Lebens? Hat er nicht furchtbar viele Mängel? Soll ich mich weiterhin damit quälen, oder mache ich Schluss?

Geht es um den Liebsten/die Liebste, kommt hier die beste Freundin/der beste Freund ins Spiel. Man redet einen Abend lang über die Partnerin/den Partner, und dann sieht man klarer. Ähnlich ist es mit den

textgesprächen. Einmal im Monat unterhalten wir uns mit gegenseitigem Respekt und Verständnis intensiv über vorgelesene Kurzprosa, über Gedichte oder Romanpassagen. Dabei geht es nicht primär darum, Schwächen aufzuzeigen. Zuerst versuchen wir, das Potential eines Textes zu ergründen; dann erst gehen wir dazu über, Fragen nach der narrativen Struktur, der Figurenzeichnung usw. zu stellen. Weil wir grundsätzlich für alle Genres offen sind, braucht niemand Angst zu haben, um stilistische Eigenheiten gebracht zu werden. Wer lakonische Kürze liebt, ist uns genauso willkommen wie jemand, der auf üppige Metaphern steht. Stil ist immer Ausdruck der Persönlichkeit, und zuallermeist scheitert ein Text nicht am innersten Wesen einer Autorin/eines Autors, sondern an der mangelnden Bereitschaft, geduldig daran zu arbeiten.

Längere Beziehungen gelingen meistens nur, wenn man sich beharrlich darum bemüht und bereit ist, darüber zu reden. Bei Texten ist es nicht anders.

Die textgespräche finden jeden letzten Montag im Monat im Seminarraum der ARGEkultur statt. Sie sind kostenlos.

Leitung: Stefan „Finn“ Findeisl und Christian Lorenz Müller.

Alle Informationen unter:
bureaudugrandmot.wordpress.com/textgesprache

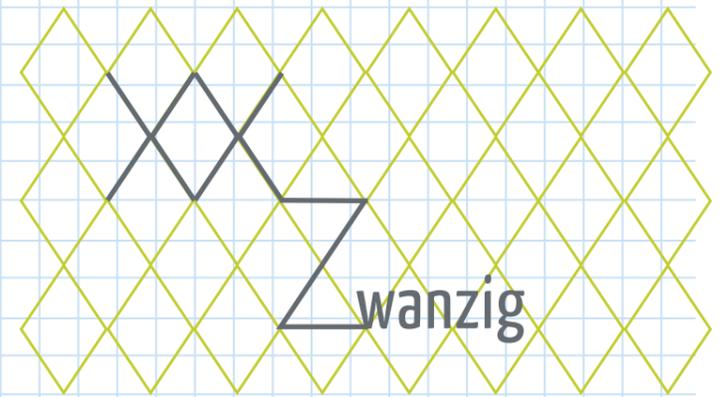
TEXTTAGE

Unter der Leitung der Münchner Autorin und Lektorin Karin Fellner werden wir am 2.4. und 7.5. vorher eingeschickte Teilnehmertexte diskutieren, immer in fairer und entspannter Atmosphäre.

Anmeldung bis 16.03.

Alle Informationen unter:
bureaudugrandmot.wordpress.com/veranstaltungen/texttage

ZWEIFEL ZWISCHEN ZWIEBACK



mosaik wird erwachsen. 20 Ausgaben werden es im kommenden Herbst sein.

Wir wollen die Gelegenheit wieder nutzen und uns erneut an ein größeres Projekt wagen.

Zur zwanzigsten Ausgabe laden wir zu einem Kurzprosa-Band ein. Wir sprengen die engen längenmäßigen Grenzen des *mosaik* – du darfst dich in deinen Gedanken, deiner Erzählung, deinem Text austoben. Kreativ oder klassisch, kritisierend oder komisch, verrückt oder ganz normal: Wir wollen deine Literatur. Alles, was zwischen zwei Buchdeckel passt. Nur eines soll euch alle einen:

ZWEIFEL ZWISCHEN ZWIEBACK

Dich hat die Muse bei diesem „Thema“ noch nicht geküsst? Zweifle nicht. Lass nichts zwischen dich und Ausgabe zwanzig kommen. Zwacke dir ein Stück Zwieback ab und beginn zu schreiben. Und tu dir keinen Zwang an: der Zweifel zwischen Zwieback ist ein weites Feld, durchaus auslegbar.

Wir suchen unveröffentlichte **Prosatexte** aller Art **zwischen 1500 und 5000 Wörtern**. Eine Jury aus AutorInnen und Menschen aus dem Literaturbetrieb trifft im Anschluss unabhängig von uns und anonym die Auswahl.

schreib@mosaikzeitschrift.at
Einsendeschluss: 3.3.2016

edition mosaik 1.1

SCHULTERRATTEN - PETER.W.

Mit einer Annäherung
von Stefan B. Findeisl.

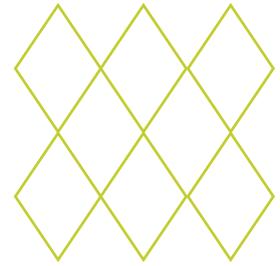
Herausgegeben
von Josef Kirchner und Sarah Oswald.

76 Seiten, € 5, 2. Auflage.
ISBN 978-3-200-04377-0

Erhältlich u.a. in der Buchhandlung
Neues Leben oder schreib@mosaikzeitschrift.at

LISA VIKTORIA NIEDERBERGER

Ursprünglich bin ich nicht in die Bar gegangen um zu schreiben, sondern bin dort gewesen und hab während des Arbeitens Zitate von Gästen aufgeschrieben – am Anfang noch auf der Rückseite von Bestellblöcken. Irgendwann saß ich dann alleine, spätnachts, schreibend dort an der Bar. Und mittlerweile gehe ich bewusst hin. Ich schreibe auch gerne im Zug oder in anderen Lokalen – das Schreiben in öffentlichen Räumen mit Unterbrechungen und Inspirationen von außen hat auf meinen Stil und die Themen aber einen positiven Einfluss. Es ist weniger der Raum als die Leute darin, die mich beeinflussen und als Stichwortgeber fungieren. Wenn ich zuhause schreibe und bei einem Satz hänge, beginne ich zum Beispiel die Wäsche zu waschen – wenn ich aber in der Öffentlichkeit schreibe und beobachtet werde, muss ich produktiv sein. Was natürlich dadurch verstärkt wird, dass ich an einem Ort bin, an dem mich jeder zweite kennt.



Kreativraum ist eine neue Reihe mit Fokus auf die Orte, an denen Kunst geschaffen wird – und die Personen, die ebendiese Räume nutzen.

Viele Leute wissen bereits, dass da die Lisa an der Bar sitzt und schreibt, denken sich „ist vielleicht ein bisschen schräg, aber ist halt die Lisa“, und lassen mich in Ruhe; hin und wieder ergeben sich spannende Dialoge, die es Wert sind, das Schreiben zu unterbrechen – oder ich bin einfach unfreundlich, wenn mich Leute ansprechen, und verjage sie.

Lisa Viktoria Niederberger (S. 37 & 46), aufgewachsen in OÖ, ist in Salzburg zwischen Buchhandel und Barkeepern, Belletristik und Bier, angekommen, war Teil von X, der Kurzprosa-Anthologie des *mosaik* und Siegerin des *Wir lesen uns die Mündel wund*-Lesewettbewerbs des Mark.Freizeit.Kultur 2014. Demnächst erscheint *Der kleine Speckknödel*, ihr erstes Kinderbuch.

